Niklas Vogt's historisches Testament.

Zweiter Theil.

Mainz,
bei Florian Kupferberg,
1815.

Vorbericht.

Inspicere, tanquam in speculum, in vitas omnium suadeo, atque ex aliis sumere exemplum sibi.

TERENTIUS.

In dem ersten Theile dieser Schrift habe ich die Theorie der Weltgeschichte angegeben, in diesem und dem folgenden soll die Praxis davon dargestellt werden. Plutarchs Biographien sind darum so hoch geschätzt und brauchbar geworden, weil er darin den Jünglingen große Muster zur Warnung oder Nachahmung hinterlassen hat. Ich will es versuchen, auf eine ähnliche Art meine geschichtlichen Kenntnisse zu benutzen. Wie aber der alte Geschichtschreiber

nur einzelne Männer und auch nur für einzelne Stände ausgehoben hat, so will ich aus der ganzen Weltgeschichte und für einen jeden Stand der menschlichen Gesellschaft alles das in einem Bilde zusammenfassen, was ich darin für jeden nützlich und nachahmungswürdig gefunden habe. Der Hausvater, der Landwirth, der Handwerker, der Handelsmann, der Künstler, der Gelehrte, der Staatsmann, der Feldherr, der Fürst, der Gesetzgeber, und der Religionslehrer sollen hier in möglichster Kürze ein praktisches Handbuch erhalten, worin sie sich in ihren besondern Standes- und Lebensverhältnissen Raths holen können. Wo mir die bereits schon aufgeschriebene Geschichte nicht allen Stoff geben konnte, habe ich das Fehlende aus der Geschichte unsrer Zeit und meines eignen Lebens ersetzt.

Zeit und Umstände verhinderten mich, wie ich schon sagte, meine Werke so vollständig auszuführen, als es ihre Gegenstände vielleicht ver-

dient hätten; darum will ich sie auch in Gestalt eines historischen Testaments jungen Geschichtsforschern hinterlassen, auf daß sie das daran verbessern oder ersetzen mögen, was ihnen noch fehlt. Einem jeden, welcher sich diese Mühe geben will, stehen daher meine dazu gesammelten Materialien zu Diensten. Da aber meine theils schon gedruckten, theils noch handschriftlichen Werke einen gewissen Zusammenhang haben, so will ich hier noch angeben, wie und auf welche Art sie aufeinander folgen sollen, und was davon weggelassen, oder dazwischen gesetzt werden könnte.

Die Skizze einer allgemeinen Weltgeschichte und des Gleichgewichtes oder der Gesetzgebung, welche ich im Jahre 1785 zu Mainz zum Behufe meiner Vorlesungen herausgab, ist durch meine künftige Schriften fast unbrauchbar geworden. Mein Werk über die europäische Republick ist vergriffen, und das Beste davon in dem ersten Theile meiner

Schrift: historische Darstellung des europäischen Völkerbundes eingerückt. Was in den europäischen Staatsrelationen über die Geschichte unsrer Zeit und die neuen Verfassungen und Friedensschlüsse gesagt ist, soll im zweiten und dritten Theil dieser historischen Darstellung des europäischen Völkerbundes benutzt werden. Die auf die deutsche Geschichte sich beziehenden Stücke dieser Zeitschrift habe ich vermehrt und verbessert schon in dem Werke: die deutsche Nation und ihre Schicksale zusammendrucken lassen. Die noch übrigen Stücke derselben, welche von meiner Hand sind, mögen als einzelne Abhandlungen über die Geschichte und Politik für sich bestehen. Uiber die Geschichte der Deutschen habe ich schon eine Skizze in dem eilften und zwölften Hefte vom Jahre 1813 des rheinischen Archivs gegeben. Viel vollständiger soll meine Geschichte des Rheins werden.

Unter allen meinen historischen Schriften schätze ich aber keine höher, als welche unter dem Titel: System des Gleichgewichtes und der Gerechtigkeit erschienen ist. Sowohl meine in der Vorrede und der Einleitung voraus-geschickten Grundsätze, als auch die aus der Geschichte dazu passenden Thatsachen halte ich für die deutlichsten Beweise von dem, was uns Gott durch die Vernunft und Erfahrung oder die Weltgeschichte offenbaren wollte. Ich möchte diesem Werke auch lieber den Titel: die Apo-kalypse der Weltgeschichte, oder wie ich es schon in der Einleitung that, die Theo-dicée der Weltgeschichte geben. Ich habe in den drei Theilen desselben: der Mensch — der Staat — die Welt, für den Haus-vater, den Staatsmann und den Phi-losphen alles das zusammengestellt, was ich in der Vernunft und Geschicht: Nachdenkens-würdiges, Lehrreiches und Nützliches fand. Die schrecklichen Erfahrungen, welche wir in unsrer Zeit gemacht haben, bestätigten mir augenschein-

lich die Grundsätze, Lehren und Warnungen, welche ich, gleichsam nur noch ahnend, in diesem Werke aufgestellt habe. Man lese nur die letzten Kapitel des zweiten Theils von Seite 242 bis zu Ende, mit den beigefügten Stellen des Tacitus, und man wird die Geschichte unsrer Zeit finden.

So mag denn am Ende meines thätigen aber stürmischen Lebens auch noch dieses historische Testament in die Hände eines jungen geistvollen Geschichtforschers übergehen, auf daß er ihm die gehörige Rundung und Vollkommenheit gebe. Die Geschichte ist die Philosophie in Beispielen, die ächte Gottes- und Weltweisheit. Wer sie daher mit Ernst und Wohlwollen studieren will, enthalte sich alles Leichtsinns, aller Oberflächlichkeit und Partheilichkeit. Er denke, daß sie eine zweite Offenbahrung Gottes seye, wodurch er unserm beschränkten Geiste seinen Willen und seine Zwecke kund machen will.

Als ich die zwei folgenden Theile dieses Werkes niederschrieb, konnte ich nicht anders denken, als daß es recht nützlich werden würde; denn sie bestehen nicht aus meinen eignen Grübeleien, sondern aus allem dem, was die Kern- und Mustermenschen der Weltgeschichte, jeder in seinem Fache, Großes, Nützliches und Nachahmungswürdiges gedacht und gethan haben. Ich habe bei einem jedem Kapitel die größten Philosophen, Gesetzgeber, Minister, Feldherrn, Künstler und selbst die Fürsten und Religionsstifter um meinen Schreibtisch herumsitzen, und mir bei jedem Falle von ihnen Rede und Antwort geben lassen. Diese zwei Theile können also nichts Schlechtes, wenigstens nichts Gemeines enthalten; denn wenn ich auch zuweilen schlechte Grundsätze oder Thaten anführe, so ist das zur Warnung und Lehre geschehen. Ich konnte freilich jedes angeführte Beispiel nicht ausführlich anführen. Ich muß daher meine Leser bitten, daß, was sie umständlicher davon wissen möchten, entwe-

der in den Lebensbeschreibungen oder der allgemeinen Geschichte selbst nachzusuchen. Vielleicht werde ich auch noch hinten an die bei jedem Kapitel brauchbarsten Werke und Geschichtsbücher erinnern.

Geschrieben im Rheingau 1811.

N. V.

Der Patriarch

oder

Hauswirth.

Einleitung.

Es giebt häusliche und Familienverhältnisse, welche jedem Stande eigen sind. Die allgemeinen Hausregeln, welche die Geschichte und Erfahrung lehren, müssen also hier vorausgeschickt werden. Da ich dieselbe schon in dem ersten Theile meines Systems des Gleichgewichtes und der Gerechtigkeit angegeben habe, so wird es mir erlaubt seyn, sie hier zu wiederholen, und dieses um so mehr, weil viele meiner Leser das obige Werk vielleicht nicht gelesen, oder bei der Hand haben.

Von der Familie.

Die erste und natürlichste Gesellschaft unter den Menschen ist die Familie. Die Menschen haben erst Höfe und Häuser gegründet, ehe sie Stände und Staaten errichteten. Du magst also zu einem Stande gehören, zu welchem du willst, so mußt du erst dein Hauswesen in Ordnung gebracht haben. Indessen

wird der Haussegen vorzüglich den Gewerbsständen zu Theil werden, weil sie seltner von den Leidenschaften der übrigen Stände getrieben sind. Mögen also andere Verbindungen und Freuden glänzender und auffallender seyn, eine gut eingerichtete Familie wird immer das schönste und beglückendste Band der Natur bleiben. Die Zärtlichkeit, die Theilnahme, die Innigkeit und das wechselseitige Zuvorkommen wird man selten in andern noch so glänzenden Gesellschaften antreffen, was unter guten Gatten und Kindern in einer wohlgeordneten Familie ein Werk des Herzens ist.

Von der Gesundheit.

Der Mensch ist in diesem Leben an die Erde gebunden; Gott hat ihm daher einen Körper gegeben, womit er auf ihr leben und sich auf ihr ernähren soll. Die Gesundheit dieses Körpers ist also das erste, wofür ein Familienvater für sich und die Seinigen zu sorgen hat. Es ist ein altes, aber wahres Sprichwort: In einem gesunden Leibe wohnt auch ein gesundes Gemüth. Nur bei einem gesunden Menschen trifft man auch Richtigkeit des Verstandes und Fülle des Herzens an. Bürgers Lied ist daher wahr gesungen:

Wer nie in eiteln Wollustschooß
Die Fülle der Gesundheit goß,
Dem steht ein stolzes Wort wohl an,
Ihm ziemt das Wort: Ich bin ein Mann.

Der Körper muß durch Uibung und Arbeit von Jugend auf gestärkt, durch Mäßigkeit aber in seiner Kraft erhalten werden. Beides ist um so eher bei dem Bauern- und Handwerkerstande zu bewirken, weil ihre Beschäftigung größtentheils auf körperlicher Bewegung beruhet, und ihr mäßiger Erwerb auch einen mäßigen Aufwand erhält. Ein frugaler Tisch, ein durch Beschäftigung und Arbeit ordentlich eingehaltener Schlaf, ein rechtschaffener Gatte und Gattin, und die Freuden einer guten Familie sind der stärkste Zaum gegen Ausschweifungen. Dadurch wird die Mäßigkeit selbst angenehm, und das, was man sonst Beschwerlichkeit nennt, ein Vergnügen. Die Beschäftigungen eines Bauern sind darum die gesündesten, weil sie meistens in der freien Luft geschehen; darum ist auch dem Gelehrten, dem Beamten, dem Künstler oder Handelsmanne zu rathen, sich zuweilen entweder durch Reiten oder Spazierengehen in freier Luft zu bewegen.

Dieß sind Regeln für einen gesunden Menschen. Man kann aber ohne sein Verschulden krank werden; es treten also andere Mittel ein. Vor allem ist es gut, sich einen geschickten und verständigen Arzt zum Freunde zu machen. So hat man in einer Krankheit nicht nur gewöhnliche, sondern ausserordentliche Hilfe zu gewarten. Indessen soll man auch den geschicktesten Aerzten nicht blindlings folgen: man muß die besondere Beschaffenheit seines Körpers selbst studieren und beurtheilen, ob ihre Vorschriften demselben passen. Diese

Beobachtung darf aber nicht übertrieben werden, sonst beleidigt sie den kenntnißvollen Freund, oder sie führt auf Grübeleien, die schon öfters die größten Narrheiten hervorgebracht haben. Man wird ein eingebildeter Kranker. Uiberhaupt soll man der Stimme der Natur folgen; sie fordert immer das Heilsamste, wenn man sie nur durch Unmäßigkeit nicht zum Schweigen gebracht hat. Ein jeder Mensch wird schon mehr oder weniger an sich bemerkt haben, daß in irgend einer Krankheit man gerade zu dem Verlangen hat, was ein passendes Arzeneimittel ist.

Man lebt aber nicht immer mit Aerzten, und zuweilen befindet man sich an Orten und in Umständen, wo Arzt und Arzenei fehlt. Es ist also gut, wenn man sich eine kleine Hausapotheke und medizinische Hand- und Hilfsbüchlein anschafft. Sie können einem wenigstens in äusserster Noth helfen.

Bei diesem Kapitel muß ich noch bemerken, daß, besonders dem Bauern- und Handwerksstande, keine Leute gefährlicher seyn können, als die sogenannten Quacksalber oder Ziegeuner. Sie ziehen meistens auf Jahrmärkten und Kirchweihen herum. Sie locken das gute Volk erst durch Späße und Hanswurstereien, dann verkaufen sie ihm in Dutten oder Gläschen allerlei Pulver, Mixturen, Wurzeln rc., welche Sächelchen noch am wenigsten schädlich sind, wenn sie gar nicht wirken. Auch Scharfrichter, Schäfer, Jäger und alte Weiber geben sich öfter mit solchen Quacksalbereien und

sympathetischen Kuren ab. Sie verderben zugleich Geist und Körper, indem sie damit auch den Aberglauben unterhalten.

Alles, was ich hier gesagt habe, bezieht sich auch auf das der Landwirthschaft und den Gewerben nöthige Vieh. Ein jeder kluger Hauswirth wird sich zu dessen Erhaltung und Heilung einige praktische Kenntnisse und sogenannte Hausmittel erwerben. In Dörfern geben sich auch wohl die Hufschmiede damit ab. Am besten ist es aber, wenn die Staatspolizei durch gute Medizinalanstalten dem Landmanne in diesem Stücke Hilfe und Mittel verschafft.

Von dem Nährgewerbe.

Ist für die Gesundheit des Hauses gesorgt, so wird der zweite Hauptpunkt der Hauswirthschaft die Nahrung oder das liebe tägliche Brod. Ein jeder Mensch oder eine jede Familie hat eine besondere Art, sich zu ernähren; daher sind die Gewerbe in der bürgerlichen Gesellschaft so mannichfaltig geworden. Es giebt sogar Leute, welche ihr Leben durch Schmarotzen und Betteln durchbringen. Wir reden aber hier nur von den Hauptgewerben des Nährstandes: der Landwirthschaft, dem Handwerke, der Kunst und dem Handel. Durch diese werden auch, vermöge der Abgaben, die übrigen Stände ernährt. Wir werden von einem jeden dann umständlicher reden, wenn wir auf eines jeden Stand kommen. Hier sollen nur

die allgemeinen und auf jeden passenden Regeln angegeben werden.

Die Revolutionsgeschichte hat gelehrt, daß jene Menschen, welche sich auf die nöthigsten und nützlichsten Gewerbe gelegt hatten, auch am besten sich befanden. Das erste und sicherste Handwerk ist unstreitig jenes eines Bauern oder Landwirthes. Dazu gehört aber der Besitz eines Landgutes; und auch dieser kann in stürmischen Zeiten angefochten werden. Es ist also gut, wenn man nebst seinem ordentlichen Geschäfte, noch eine andere brauchbare Kunst erlernt hat, wodurch man sich und den Seinigen im Nothfalle durchhelfen kann. Künste des Luxus sind eben nicht die sichersten, aber solche Handwerke, welche zugleich als nöthig und gesund gehalten werden.

Wenn das Gewerbe, welches man treibt, so ergiebig ist, daß man dadurch nicht nur seine Haushaltung führen, sondern auch noch einen Uiberschuß zurücklegen kann, so wird das von großem Nutzen seyn. Nicht nur, daß das Vermögen einer Familie dadurch vergrößert wird, sondern man hat auch zugleich bei einfallenden Krankheiten, oder Unglücksfällen, oder Nöthen, einen Sparpfennig, der einem, wenn andere Nahrungsquellen verstopft sind, aus großer Verlegenheit helfen kann.

Das Vermögen und Gewerbe eines Menschen giebt den Maasstab seiner Haushaltung. Je nachdem der Ertrag desselben groß oder klein ist, kann auch sein

Aufwand prächtig oder spärlich seyn. Die niedlichsten Geräthschaften und menschlichsten Freuden kosten immer am wenigsten. Mancher einsame Hausvater ist in seiner ländlichen Hütte glücklicher, als Salomo in seinen Pallästen und unter seinen Kebsweibern. Indessen wird doch jeder wohlhabende und gebildete Mensch gerne eine bequeme Wohnung, ein niedliches Hausgeräth, und einen geschmackvollen Anzug und Kleidung haben wollen. Es würde mich zu viel zum Detail führen, wenn ich jetzt vollständige Muster aller dieser mannichfaltigen Dinge angeben wollte. Ein Mann von Geschmack wird dieselben entweder in der Welt und den Städten, oder in guten Kupferstichsammlungen, oder den antiken und modernen Modellen aufzusuchen wissen. Wir haben ja jetzt so viele Modejournale, daß man wahrhaftig ein Barbar seyn müßte, wenn man nicht darin einen niedlichen Hausrath finden könnte. Einfalt und Gefälligkeit in dergleichen Dingen wird immer den klugen und gebildeten Mann verrathen.*)

*) Obwohl ich die Gegenstände des Geschmacks liebe, und mir viele praktische Kenntniß darin erworben habe, so bin ich doch nie für den häuslichen Luxus. Er untergräbt zuverläßig, über kurz oder lang, sowohl häusliche als öffentliche Tugend und Glückseligkeit. Ein Volk soll in seinen öffentlichen Anstalten und Aufzügen Pracht und Geschmack zeigen, aber in seinen häuslichen mäßig seyn. Sonst haben Künstler ihr Genie auf die Verzierung öffentlicher Gebäude, Kirchen und Palläste, verwendet, und darum herrschten gute Sitten; jetzt werden sie zur Wollust der Familien benutzt, und darum herrschen Laster und Verschwendungen.

Wir werden, wenn wir von den häuslichen Freuden reden, auf diesen Punkt zurückkommen. Hier wollen wir nur noch bemerken, daß eine genaue Kenntniß des Werthes der Dinge, welche man in einem Hause braucht, jedem klugen Hauswirthe oder Hauswirthin nöthig ist, wenn sie nicht betrogen werden oder ihr gutes Geld für wurmstichige Nüsse dahin geben wollen. Eine richtige Aufzeichnung und Uibersicht der täglichen, wöchentlichen und jährlichen Einnahme und Ausgabe macht den Schluß der Hauswirthschaft.

Von der Ehe.

Die Ehen, sagt das gemeine Sprichwort, werden in dem Himmel geschlossen; womit man andeuten will, daß es immer eine besondere Gnade Gottes seye, wenn sich zwei Leute finden, die sich zu einander schicken. Daher sagt auch Göthe in seiner natürlichen Tochter: Nur das Gemeine erhältst du durch List und durch Verstand; das Ungemeine kömmt dir vom Schicksal *). Indessen soll man bei diesem wichtigen Punkte des Lebens doch nicht so blind und auf's Ungefähr in den Glückstopf greifen. Wenn auch eine gute Frau oder ein guter Ehemann ein besonderes Geschenk des Himmels ist,

*) Auch Abraham hat also seinem Sohn Isaak eine Braut gesucht. Hier bitte ich einen jeden meiner Leser das vier und zwanzigste Kapitel des ersten Buchs Mosis zu beherzigen. Es ist der schönste Eingang zu obigem Kapitel.

so muß man sich dessen zuvor würdig machen; und es giebt doch wenigstens einige Vorsichtsregeln, welche ich, so viel ich davon erfahren habe, hier angeben will. Wir wollen also zuerst dem Manne ein Weib, und dann dem Weibe einen Mann suchen.

Der erste, beste Schlag von Weibern sind unstreitig die einfachen; und wenn ein Mann sich verheirathen will, soll er sich daraus seine Gattin wählen. Ist sie zugleich schön und reich, desto besser; aber Schönheit und Reichthum sollen nie die Wahl bestimmen. Eine blos reiche Frau wird einen mit dummem Stolze, eine zu schöne mit unerträglicher Gleichgültigkeit ansehen. Die Haupteigenschaften einer guten Hausfrau sind gesunder Mutterverstand, ein zärtliches Herz, Liebe zum Hauswesen und eine unbefangene, einfache Seele. Die Weiber sind selten böse, wenn sie nicht in Leidenschaft gebracht werden; aber ihr reizbarer Karakter bringt sie zu allem. Sie sind alles übertrieben. Deswegen soll eine Frau einfach seyn, das ist: sie soll sich mehr um ihr Haus als andere Dinge bekümmern, und ihre Ehre darin setzen, für ein rechtschaffenes Weib zu gelten. Dieses Ehrgefühl kann man ihnen nicht genug einflößen. Eitel sind Evens Töchter nun einmal alle, und ich habe einfache, herzgute Weiber gekannt, welche durch Eitelkeit ganz ihren Karakter verdorben haben. Man muß also dieser weiblichen Schwäche frühe eine Richtung zu geben suchen. Man darf seiner künftigen Gattin nur durch auffallende Beispiele zeigen, daß

einfache Frauen bei Männern und der Welt geschätzter, geliebter, und im Ernste gesuchter seyen, als eitle, verbuhlte und ausschweifende; wenn letztere auch dumm und eitel genug sind, sich einzubilden, als würden sie wahrhaft geliebt. Es ist zwar wahr, die Männer machen ihnen im gemeinen Leben den Hof, und streuen ihnen Weihrauch; aber nicht, weil sie dieselben lieben oder schätzen, sondern aus Zeitvertreib und Wollust, um sich zu belustigen und zu ergötzen.

O könnten solche Glanzpuppen doch alle die Satyren und Verrätherreien hören, welche die Männer an ihnen begehen, wenn sie dieselben genossen haben, und nun sich darüber lustig machen wollen! Sie würden klüger seyn. Gerader Verstand ist das beste Mittel gegen solche Anfälle der weiblichen Schwachheit. Es soll eben nicht der glänzende Witz einer Aspasia, sondern gemeiner Hausverstand seyn, der einem Weibe leicht begreiflich machen wird, daß ein großer Unterschied zwischen Kourmachen und wahrer Hochachtung, zwischen Tändelei und reiner Liebe, zwischen leichtfertigen Seufzern und fester Ergebenheit sey. Ich habe gefunden, daß Weiber mit gemeinem Mutterwitze viel besser darüber urtheilen, als die sogenannten klugen und glänzenden Damen.

Allein alle Predigten und Sittenlehren sind fruchtlos, wenn das Weib ihren Prediger nicht liebt. Ich kenne daher kein besseres Mittel, ein gutes Mädchen oder Weib zu bilden, als wenn man dem Schwunge

seiner Liebe eine edle Richtung zu geben weiß. Ein Weib, welches wahrhaft liebt, thut alles seinem Liebhaber zu Gefallen. Ihm zu lieb wird es eine H** oder eine Göttin, ein Teufel oder ein Engel. Hast du ein Mädchen gefunden, das dir wahrhaft ergeben ist, so benutze diesen kostbaren Zeitpunkt seiner Zärtlichkeit, und pflanze alle die Tugenden und edlen Gefühle in ihr liebendes Herz, welche du für künftige und ernsthaftere Zeiten an einer Gattin wünschest. Führe dich aber auch selbst so auf, daß sie an dir das Modell findet, wornach sie sich richten soll. O das Ideal der Schönheit und Güte, dieses wahre Götterbild, liegt besonders im Weibe; die Zeit der Liebe und des Brautstandes ist es, wo es entweder in seiner ganzen Klarheit hervorstrahlt, oder verwischt werden kann.

Wenn man ein gutes Mädchen gefunden hat, soll man es heirathen; aber bei diesem wichtigen Schritte des Lebens weder zu rasch noch zu langsam und bedächtlich verfahren. Die Weiber zeigen sich im Punkte der Heirath sehr fein. Da wir Männer der einzige Gegenstand sind, der ihrem Geiste überlassen ist, so besitzen sie auch die Kunst, uns zu erforschen und zu leiten, in einem hohen Grade. Ein Mädchen von siebenzehn bis achtzehn Jahren, wenn es auch noch so einfach und unerfahren ist, beobachtet hierin richtiger, als der geübteste Menschenkenner. Sie entdecken die geheimen Neigungen und Vorgänge unsers Herzens oft früher, als wir selbst: daher sind sie auch schon

voraus gerüstet und zum Begegnen bereit. Gefallsucht ist den Weibern natürlich; folglich sucht jede Frau in dem zu gefallen, was ihr Liebhaber schätzt. Sie sind wahre Schauspielerinnen und können gleich die Rolle, worin sie Eindruck machen. Wenn einmal ein Mädchen deinen Geschmack ausgelernt hat, wird sie alles das, bis zu Geberden und Kleidung, zum Vorschein bringen, womit sie dich anziehen kann. Liebt man Einfalt, Sitten und Häuslichkeit, so wird sie einfach, sittsam und häuslich erscheinen; schätzt man Witz, Lebhaftigkeit und Kenntnisse, so wird sie in diesen Dingen zu glänzen suchen. Hier muß also die Vernunft über das Herz Meisterin bleiben, und Wahrhaftigkeit von Verstellung und Koketterie zu unterscheiden wissen. Man lernt die wahre Liebe und Sittsamkeit nicht besser kennen, als wenn man das Urbild davon selbst in seinem Herzen trägt. Die ächte Liebe und Tugend hat so feine Zeichen, Wendungen und Geheimnisse, daß auch die geübteste Buhlerin sie zu kopiren nicht im Stande ist. Sie lassen sich auch nicht wohl beschreiben, und in kalten Regeln und Worten angeben. Ein Mann, welcher wahrhaft liebt, wird sie in seinem Herzen deutlicher lesen, als in allen Romanen, Sittensprüchen und Schauspielen. Einige davon können wir aber doch bemerken. Sie bestehen in gewissen Blicken, worin sich die beiden Liebenden ohngesucht einander finden und verstehen; in Veränderung der Gesichtsfarbe und Geberden; in

einem betroffenen Wesen, wenn sie sich unversehens in einer Gesellschaft einander antreffen; in einem Schlagen des Herzens und schweren Athemzügen, wenn sie sich einander begegnen; in Verlegenheit und Verwirrung der Gedanken und Reden, wenn in Gesellschaft von dem Geliebten gesprochen, in Zerstreuungen, wenn an ihn gedacht wird; in Langerweile oder in einem Forteilen, wenn man von demselben getrennt ist; in Unachtsamkeit auf andere sonst hervorstechende Personen, wenn derselbe zugegen ist, oder gar in verstellter und gezwungener Trennung, wenn man seine Liebe verbergen will. Hauptsächlich aber muß man Acht haben, ob die Braut sich so in der Abwesenheit des Geliebten beträgt, wie in seiner Gegenwart. Wahre Liebe und Sittlichkeit ist anhaltend, und verändert sich in der Einsamkeit am wenigsten. Man suche daher Eintritt in ihr Haus zu erhalten; man mache seine Freunde mit ihr bekannt, weil sie kälter urtheilen; vor allem aber brauche man seinen eigenen Kopf und seine eigene Augen. Der Mann, welcher da verwahrloßt ist, wird ein Gecke seyn und bleiben, und wenn er den Argus selbst zu seinem Späher hätte.

Ein jedes redliche Mädchen oder Weib wird mir diese Bemerkungen verzeihen, und selbst als Verehrung ihres Geschlechtes zu gut halten. Eheliche Liebe soll keine vorübergehende Schwärmerei oder Romanenseufzer seyn, sondern sich auf wechselseitige Hochachtung

gründen. Diese kann nicht Statt haben, wenn die Eigenschaften, worauf sie beruht, erlogen oder erborgt sind. Mit der Zeit kommt alles an den Tag. Der Nimbus und die Schminke verfliegen im Ehebette, und es bleibt alsdann nichts übrig, als Ekel und Verdruß. Und Hausverdruß ist der ärgste auf der Welt. Ich habe diese Stelle mehreren rechtschaffenen Weibern vorgelesen, und sie haben sich nicht dadurch beleidigt gefunden. Eine gute Frau fürchtet sich nicht beobachtet zu werden; sie würde einem jeden das Innerste ihres reinen Herzens offenbaren, wenn sie nicht die Schamhaftigkeit zurückhielte.

Hat man nun einmal ein Mädchen oder eine Frau erprobt gefunden, so soll man auch fest und mit ganzer Seele an ihr hangen. Kein Mensch und kein Unglück soll listig oder drückend genug seyn, um dieses schöne Band der Natur zu zerreißen: denn nichts auf der Welt kann einem Manne die Innigkeit, das Vertrauen und die sanfte Theilnahme ersetzen, welche er von einem guten Weibe zu erwarten hat. Fast eine jede Liebe oder Heirath ist mit Neid umgeben. Da muß man sich nicht irre führen lassen. Die gefährlichste Seite, wo man in diesem Punkte einem jungen Manne beikommen kann, ist, wenn man seine Braut entweder als dumm oder als gefühllos schildert. Selten, daß diese Schlangenbisse ihr Ziel verfehlen: denn ein wahrhaft gutes und einfaches Mädchen sucht weder durch einen leichtsinnigen Witz zu glänzen, noch durch

übertriebene und erzwungene Zärtlichkeit ihren Geliebten zu fesseln. Eben das also, warum sie wahrhaft geschätzt und geliebt zu werden verdient, kann sie um ihres Bräutigams Herz bringen, wenn er thörigt genug ist, eine buhlerische Kunst der einfachen Natur vorzuziehen.

Ist man einmal verheirathet, so muß man seiner Frau auch mit wahrer Liebe begegnen, und sie nur nicht vernachlässigen. Ich habe Weiber, recht gute Weiber gekannt, die entweder sehr unglücklich lebten, oder gar ausschweiften, blos weil die Achtsamkeit und Gefälligkeit ihrer Männer abgenommen hatte. Die Romanen= und Brautliebe kann freilich nicht immer bleiben, ja sogar nicht einmal lange mit der ehelichen Liebe bestehen; aber wenn man bedenkt, daß eine Frau gleiche Rechte mit dem Manne hat; daß eine Frau, welche ihren Mann liebt, schätzt und zärtlich pflegt, auch wieder geliebt, geschätzt und gepflegt seyn will; wenn man bedenkt, daß wir Männer mehr Beschäftigung, Zerstreuung und Lustgelegenheiten haben, als die Weiber; wenn man endlich bedenkt, daß die Weiber die Früchte der Liebe mit Schmerzen und Todesgefahr zur Welt bringen, indeß wir nur den Genuß haben, so wird man gewiß seine Frau vor allem schätzen und lieben.

Ich will noch einen andern Grund angeben, warum man fest und immer sich an seine Frau halten soll. So lange ein Mann jung, munter und kraftvoll ist,

werden andere Weiber um ihn buhlen und sich an ihn schmiegen. Allein dieser blühende Zustand bleibt nicht immer. Mit der Jugend, Schönheit und Kraft wird ihn auch die eigennützige Gunst anderer Weiber verlassen. Was bleibt ihm dann übrig? Ist seine Gattin von zärtlicher Empfindung, so wird sie durch sein leichtsinniges Betragen so gekränkt werden, daß sie entweder frühe dahinwelkt, oder seine Kälte wird ohnvermerkt und wider ihren Willen das beste, was ein Weib hat, ihr Herz, einem Andern zuführen, von dem sie geliebt zu werden glaubt; denn Gegenliebe ist einem guten Weibe Bedürfniß. Ist die Frau von heftiger Gemüthsart, und fühlt sie ihre Würde, so wird sie ihn verachten und verlassen, und seiner eigenen Schande preis geben. Sein Alter wird alsdann traurig, einsam, hilflos, und gerade in dem Zeitpunkte, wo er es am meisten bedarf und wünscht, der zärtlichen Theilnahme und Pflege eines guten Weibes beraubt seyn. O könnte ich allen jungen Männern, welche ihre Weiber vernachlässigen, diese traurige Aussicht der Zukunft nur mit recht lebhaften Farben vor Augen stellen, und sie würden ihren häuslichen Pflichten getreuer seyn.

Indessen soll man seine Gefälligkeiten in den ersten Wochen des Ehestandes nicht verschwenden. Man muß seine guten Eigenschaften und Liebeäusserungen gerade nicht alle auf einmal zeigen wollen, sondern noch immer Etwas vorräthig halten; denn die Ehe dauert gar

lange. Mäßigkeit ist in allem die schönste Tugend. Je weniger man seine Frau mit Liebeständelei und Kosungen unterhält, je länger währt die Liebe. Selbst Küsse und Beischlaf können ermüden. Doch muß man nie kalt oder nachlässig scheinen, sondern die Zurückhaltung in diesem Punkte dem geschämigeren Weibe überlassen. Uiberhaupt ist es gut, wenn sie den Unterschied zwischen dem Braut- und Ehestande am wenigsten gewahr wird. Man sollte daher im erstern mäßiger, im letztern wärmer gegen seine Frau erscheinen, sonst wird das Sprichwort wahr: Die Ehe ist das Grab der Liebe.

Es ist nicht genug, daß die Liebkosungen des Mannes gegen die Frau nicht nachlassen, man muß auch suchen, ihr andere Vergnügen zu verschaffen. Man muß seine Frau sogar manchmal zu Lustbarkeiten einladen, welche man eben nicht liebt; denn die Weiber verbieten sich das öfters selbst, was ihnen angeboten wird. Sie können nichts weniger vertragen, und ihre Reizbarkeit findet nirgends mehr Stoff zu Ausschweifung, als wenn man sie wie Sklavinnen des Serails behandeln will. Man muß sie über sich selbst erheben; man muß ihnen ihre eigne Leitung überlassen; man muß ihnen einen edlen Stolz einflößen. Die beste Lehre für ein Weib ist jene, welche Yorik seiner Elise gab: Habe Hochachtung vor dir selbst. Und jener Mann ist am meisten Herr seiner Frau, welcher ihr zu dienen scheint.

Man muß seine Frau auch öfters mit Männern, und zwar allein lassen; ja ihr den Umgang mit dem andern Geschlechte sogar anrathen. Derselbe kann ihr nützlicher, als jener mit Weibern seyn. Die weiblichen Gesellschaften sind darum gefährlicher, weil Menschen einerlei Geschlechts ihre Ränke und Laster um so weniger verhehlen. Unter Männern lernt aber eine gute Frau unterscheiden, schlechte Bursche und Tändler verachten, sich selbst vorstehen. Ihre Eitelkeit erhält die gute Richtung, daß sie gerade ihren Stolz darin setzt, mit braven Männern umzugehen, von ihnen geschätzt zu werden, und mitten unter dem andern Geschlechte als eine rechtschaffene Frau auszuhalten. Wenn man einmal von der Güte seiner Frau überzeugt ist, muß man sie hingehen und umgehen lassen, wohin und mit wem sie will; nur darf diese Nachsicht keine Kälte oder Gleichgültigkeit verrathen. Am besten ist es, wenn man sie an häusliche Freuden gewöhnt; hat sie einmal Kinder, desto besser für sie und den Mann. Kinder sind eine unerschöpfliche Quelle des Vergnügens, der Beschäftigung und wechselseitigen Anhänglichkeit. Ich habe ausschweifende Männer und Weiber gekannt, welche durch Kinder wieder aneinander gekettet wurden. Wenn eine Frau Hang zu Uippigkeit oder sonstigen Ausschweifungen hat, wird man sie durch Einsperrung und hartes Betragen nicht bekehren. Hat man Verdacht auf sie, so sage man es ihr mit Güte und Aufrichtigkeit. Ist sie wirklich eines groben

Vergehens überwiesen, so verzeihe man ihr, oder lasse sich von ihr scheiden. Alle Mittelwege taugen nichts; und Liebe zur Häuslichkeit ist der schönste Schmuck einer Frau.

Man sieht wohl selbst, daß es nicht möglich ist, alle Regeln über diesen so wichtigen Punkt anzugeben. Jedes Weib, jede Familie hat einen andern Karakter, eine andere Oekonomie. Wenn man aber einmal ein gutes Mädchen gefunden hat, so soll man nicht lange anstehen, und sie heirathen. Ein langer Brautstand ist sowohl den Liebenden, als den Kindern nachtheilig. Mit frischen Kräften soll dies heilige Band der Natur geknüpft werden, und die Früchte desselben erfordern Pflege und Erziehung. Es wird auch gut seyn, wenn man seine Braut aus dem väterlichen Hause bringt, und in seinem Hause keine Oberherrschaft einer Schwiegermutter oder Verwandtin duldet. Das Hausregiment kömmt nebst dem Manne dem Weibe zu.

Es kann zuweilen der Fall kommen, daß der Gegenstand der Liebe eines Mannes nicht seine Frau wird; denn es ist ein großer Unterschied zwischen ehelicher und schwärmerischer Liebe. Erstere ist eine Tugend, letztere eine Leidenschaft; erstere ist auf Vernunft, letztere auf Täuschung gegründet; erstere beglückt immer, aber mäßig, letztere nur so lange die Täuschung dauert, aber heftig; erstere hat einen erhabenen, ernsthaften Zweck, letztere ist nur eine Tändelei; erstere verlangt Kinder, letztere möchte sie gerne verbergen;

erstere liebt und schätzt ächtgute Eigenschaften an dem Gegenstande, letztere eingebildete; jene bleibt auf der Erde, und ist zufrieden, diese wagt sich zum Himmel, und stürzt wie Ikarus. Man sieht hieraus, daß man jene dieser auf alle Fälle vorziehen, ja erstere suchen, letztere meiden sollte: allein das Feuer der Liebe ist so unwillkührlich, so reizend, so süß, so hinreissend und beglückend, daß man sie nicht fliehen kann. Ich kenne kein Buch, worin sie mit allen ihren himmlischen Entzückungen und höllischen Qualen auffallender geschildert wäre, als in den Briefen der Heloise. Wenn also ein Mann einmal dazu bestimmt wird, in ihren feinen Schlingen gefangen zu werden, so ist zu wünschen, daß der Gegenstand seiner Schwärmerei wenigstens ihrer würdig sey. Man muß hier mehr auf der Hut seyn, als bei der Auswahl einer Gattin; denn die schönen und koketten Weiber sind gerade die gefährlichsten. Eine Buhlerin weiß zu lächeln, zu weinen, zu seufzen, zu liebäugeln, sich gleichgültig zu stellen, sanft oder heftig zu seyn, wie es ihre Taktik erfordert. Sie zieht sich zurück, wenn man zudringlich ist, sie reizt, wenn man sich schüchtern zeigt. Sie ist gefällig, wenn sie einen fangen will, und grausam, wenn sie einen einmal im Netze hat. Sie unterscheidet den Liebhaber vor andern, wenn er sie zu vergessen scheint, und beizt ihn mit andern, wenn er schön folgsam ist. Sie weiß am besten von Liebe zu reden, ist aber kalt in ihrem Herzen. Sie bedient sich ihrer Schönheit, um

zu gefallen, und erhält dieselbe länger, weil sie nichts fühlt. Sie scheint ihre Reize verbergen zu wollen, enthüllt sie aber wie von ohngefähr desto mehr. Sie weiß eher, als der Liebhaber, ob er verwickelt ist, und umspinnt ihn, ehe er sich fassen kann. Sie hat für jeden ihrer Anbeter eine andere Gestalt, je nachdem ihr Geschmack ist, und foppt sie alle, weil sie keine eigne haben. Daher werden Weiber, welche bei dem Theater angestellt sind, jungen Männern so gefährlich, weil sie so selten in ihrer eignen Gestalt, sondern mit dem äussern und innern Nimbus ihrer Rollen zugleich geschmückt sich darstellen.

Es kann nun drei Ursachen geben, warum ein solches Weib um einen jungen Mann buhlt: Eitelkeit, Eigennutz und grobe Wollust. Gegen die erstere ist man am besten gewaffnet, wenn man selbst nicht eitel ist. Die Weiber sind gar wunderliche Geschöpfe; sie machen gerne Eroberungen, und pflegen zwischen dem edlen Rosse und muthigen Löwen auch Maikäfer und Esel an ihre Triumphwagen zu spannen. Ein Blick, eine Gefälligkeit, ein gutes Wort, selbst ein Kuß, kostet sie nicht viel; auch beizen sie öfters einen ihrer Liebhaber durch den andern. Der Mann spielt also eine armselige Rolle, welcher auf die erste beste Gunstbezeugung sogleich glaubt, der Glückliche zu seyn, indessen ihn das Weib nur als eine Folie ihres Geschmuckes braucht. Je weniger man eitel ist, je sicherer stößt man auf wahre Liebe. Man macht als-

dann keine Prätensionen; man ist nicht geblendet; man verräth sich nicht so leicht; man macht sich nicht lächerlich, und die Weiber suchen und schätzen einen desto mehr. Man muß ein wahrer Thomas in der Liebe seyn, und nicht eher glauben, bis man die Hand an das Herz gelegt hat. Die Weiber lieben auch eine gänzliche Resignation und schäfermäßige Einfalt nicht. Ein dummer Mann, und wenn er die Gestalt eines Adonis hat, wird sich nicht lange in ihrer Gunst erhalten. Er ist ihnen eine schöne Statue, worin weder Geist noch Leben wallt. Sie wollen immer Schach spielen, wo es Schlag auf Schlag geht. Bei einem immerwährenden Einerlei schlafen sie ein, oder suchen etwas anders. Hauptsächlich kömmt vieles auf den ersten Eindruck an, den man auf sie macht. Schönheit wirkt freilich am schnellsten: allein, wenn ihr Geist einmal überrascht, beschäftigt und anhaltend unterhalten ist, vergessen sie Gestalt und Schönheit, und spielen mit ihrem Witze und ihrer Phantasie. Woher käme es sonst, daß Weiber, welche schöne und zugleich geistreiche Männer haben, sich doch öfters von nicht so schönen bestricken lassen?

Man muß auch in der Welt sich durch Etwas auszeichnen, wenn man den Weibern gefallen will. Sie müssen sehen, daß sie beneidet werden, daß der Gegenstand ihrer Liebe auch von andern geschätzt wird. Als die Heloise bemerkte, daß ihr Abälard von aller Welt geehrt wurde, daß man sich um ihn drängte,

daß die Weiber nach ihm blickten und um ihn buhlten, da rief sie aus: Ich will lieber dein Kebsweib, als eine Kaiserin seyn. Bei allem dem muß man noch immer auf seiner Hut bleiben; denn die Weiber suchen geschätzte Männer an sich zu ziehen, ohne sie zu lieben. Wenn man aber nach sichern Kennzeichen der Ergebenheit ihnen noch immer Mißtrauen zeigt, und nur seinen Verstand gegen sie agiren läßt, fangen sie an zu fürchten und verdrießlich zu werden, und dann sind die günstigen Eindrücke, welche man auf sie machte, eben so leicht verwischt, als sie gekommen waren.

Die zweite Ursache, warum Buhlerinnen einen Mann an sich ziehen, ist Eigennutz. Diese ist leichter zu entdecken, als die erstere. Liebschaften ziehen immer Rendezvous, Zusammenkünfte, Lustpartieen, Schmäuße und Galanterien nach sich. Auch sind Geschenke unter Verliebten üblich. Aber alle diese Dinge kosten nicht gar viel, und wahre Liebe schätzt mehr einen Strauß, ein kleines Andenken oder schlechtes Ringlein, als Gold und Edelsteine. Mag auch ein solcher Strauß im Winter, oder ein sonstiges kleines Geschenk der Seltenheit wegen, eine große Summe Geldes kosten, so soll man es nicht achten: denn nichts macht einen Mann in den Augen der Weiber und aller Welt verächtlicher, als Geiz bei der Liebe. Nur darf der innere Werth solcher Geschenke nicht gar groß seyn. Wenn aber das geliebte Weib

prächtige Schmäuße, köstlichen Schmuck oder gar baares Geld von ihrem Liebhaber annimmt, so kann man sicher schließen, daß Eigennutz die Triebfeder ihrer Gunstbezeugungen sey. Doch giebt es hierin eine Ausnahme, wenn nämlich die Geliebte arm ist, und die Geschenke oder den Putz, dem Manne zu Gefallen, annimmt.

Wollust ist endlich die dritte Ursache der weiblichen Buhlerei. Ein Weib, das nur darauf ausgeht, ist ein verächtliches, einer wahren Liebe unwürdiges Geschöpf. Findet man also eine solche Buhlerin, welche einen beständig reizt, durch ihre Schönheiten das Blut in Wallung zu bringen sucht, immer Gelegenheiten zum Genusse anlegt, so fliehe man sie. Sie ist ein unersättlicher Schlund, welcher alle Kraft des Geistes und Körpers verschlingt.

Hier muß ich auch von den Freudenmädchen reden, welche ihre Schönheit um Geld verkaufen. Dieser Genuß scheint mir nun gerade der kostspieligste, der schädlichste und ekelhafteste zu seyn. Ein schönes Freudenmädchen will auch gut bezahlt seyn, und nie ist man sicher, ohne giftige Ansteckung davon zu kommen; indem die venerischen Krankheiten jetzt schon epidemisch sind. Man untergräbt also bei ihnen seine Gesundheit, und da die Gelegenheit immer offen steht, auch seine Mannskraft. Und am Ende was ist da für Genuß bei? Ein Freudenmädchen sucht keinen Liebhaber, sondern einen Geldbeutel; sie giebt ihre Schönheit

nicht um Liebe, sondern um Geld preiß; ihre Gunstbezeugungen sind kein Werk ihres Herzens, sondern ihres Eigennutzes. Im Genusse selbst wird diese Abscheulichkeit eben nicht so auffallend seyn, denn die Berauschung der Wollust benebelt alle Humanität und Besinnungskraft. Wenn aber der elende Nervenkitzel vorbei ist, wenn die Sinnlichkeit schweigt, und die Vernunft redet, dann wird es einem erst recht abgeschmackt vorkommen, diese Gunstbezeugungen mit Geld bezahlen zu müssen. Und je schöner das Mädchen ist, je preißwürdiger ihre Gunst scheint, desto mehr muß es einen ärgern, daß der schlechteste Kerl alle diese Reize, alle diese Gunstbezeugungen um das nämliche Geld erhalten kann. Wie die Stunde nach dem Genusse unter wahrhaft Verliebten von Rousseau mit Recht die höchste Glückseligkeit genannt wird *), so ist sie bei feilen Dirnen einem edlen Herzen der Zeitpunkt des widrigsten Ekels. Ich kann mir keine auffallendere Gotteslästerung der Natur denken, als wenn der Vorhof ihres schönsten Tempels in eine niederträchtige Wechselbank verwandelt wird.

Es giebt aber auch Weiber, welche nicht für feil gehalten werden, aber noch weit ärger sind. Die privilegirten Freudenmädchen tragen doch das Zeichen

*) Femmes trop faciles, voulez-vous savoir, si vous êtes aimées; examinez vos amans sortans de vos bras. O amour! si je regrette l'âge, où l'on te goute, ce n'est pas pour l'heure de la jouissance, mais pour l'heure, qui la suit.

ihres Gewerbes an der Stirne; man weiß wie man dran ist, und was man zu verlieren hat: aber solche Weiber, welche Liebe heucheln, indeß sie nur auf Geld sehen; welche vom keuschen Monde und der Lukretia sprechen, indeß sie unersättlich sind; welche einem ewige Treue schwören, während sie einen Esel bohren; welche einem die Hände drücken, indeß sie mit einem Andern liebäugeln, und mit einem Dritten unter dem Tische füßeln; welche sich zu erhängen und zu vergiften drohen, indeß sie Eltern und Kinder verhetzen; welche die Heloise und den Werther aufgeschlagen haben, indeß sie heimlich in der Pucelle blättern u. s. w.; diese Weiber soll man fliehen, wie die Pest, oder wenn man sich doch aus Zeitvertreib und Scherz mit ihnen abgeben will, sie mit ihrer eigenen Münze bezahlen. Statt Geld gebe man ihnen Vergißmeinnichtchen und Gänseblümchen; statt Genuß Blödigkeit, statt Liebe Spott. — Nein, nein! sie sind nicht werth, daß ein guter Mann sich bei ihnen entehre. Man überlasse sie ihrem eigenen Elende. Ein junger Mann, welcher, trotz dieser Warnungen, doch noch der verführerischen Stimme der Syrenen folgt, wird zuverlässig sich seinem Unglücke entgegenstürzen. Der Himmel der Liebe wird ihm eine Hölle seyn. Gleich Furien werden ihn Hohn, Spott, Eifersucht und Verzweiflung verfolgen. Wie ein Gerippe wird er dahin schleichen. Die Welt wird ihm ein Scheusal seyn; er wird den Tod suchen und nicht finden.

Indessen kann ein junger Mann ganz ohne sein Verschulden von der Liebe bestrickt werden; denn den besten Männern ist sie gerade am gefährlichsten. Es kann auch der Fall eintreten, daß ein Weib, das uns wahrhaft geliebt hat, aufhört zu lieben. Denn dieses flüchtige Feuer springt öfters unwillkührlich hin und her, hängt sich eigensinnig da an, wo es zündbaren Stoff findet. Der triviale elende Rath ist dann gemeiniglich der, sie zu vergessen. Aber diese kalte Bußpredigt ist nicht auf Menschenkenntniß gegründet. Wahre Liebe läßt sich nicht so leicht vergessen. Es ist ein großer Unterschied zwischen Liebe und Minne, zwischen zärtlich lieben und leidenschaftlich verliebt seyn; zwischen ehelicher und schwärmerischer Liebe. Man kann jemand lieben, ohne in ihn verliebt zu seyn; und man kann in jemand verliebt seyn, ohne ihn zu lieben, ja selbst ohne ihn zu achten. Wenn die Frau des Grafen von Gleichen noch eine andere neben sich duldet, so liebt sie ihren Mann wahrhaftig; und wenn der eifersüchtige Othello seine gute Frau selbst erwürgt, so ist er noch in sie verliebt. Das einzige Mittel in einem solchen Falle ist, Feuer durch Feuer, und eine Leidenschaft durch eine andere zu vertreiben. Man suche sich zu beschäftigen, man beginne ein ehrenvolles Unternehmen, man zerstreue sich im Umgange guter Weiber, man entferne sich von dem Gegenstande seiner Liebe, und denke, er sey gestorben. Wenn diese Heilungsart auch anfänglich

keine große Fortschritte macht, so muß man sich doch nicht abschrecken lassen. Die Zeit und Gewohnheit machen alles möglich.

Wir haben nun die Gefahren der Liebe gesehen. Sie hat aber auch ihre guten Sitten. Durch meinen langen Umgang mit allen Arten von Weibern habe ich gefunden, daß man bei jener Klasse derselben am sichersten hoffen kann, geliebt zu werden, bei welchen gar kein anderes Interesse zu vermuthen ist, einen zu lieben, als die Liebe selbst; und dieses sind entweder noch ganz unschuldige, oder durch Reichthum und Stand erhabene, oder geistreiche, talentvolle Mädchen. Die größten Heldinnen der Liebe, deren Andenken die Geschichte aufbewahrt hat, gehören in diese Klasse: z. B. Sappho, Emma, Heloise, Laura, Eleonore von Este, Angelika Kaufmann rc. In den Armen solcher Weiber ist auch die Liebe ein Himmel, ja ein Himmel ist sie. Sie erhebt deine Kräfte zu Götterkräften; sie giebt deinem Geiste einen höhern Schwung; sie macht dich thätig, erfinderisch, unternehmend; sie gießt in dein Herz die süßeste Wollust; sie giebt deinen Handlungen, Reden und Schriften einen edlen, erhabenen Ton; sie verschönert dir diese Welt, und schließt dir eine neue, bessere auf; sie macht dich gegen Alles gut und wohlthätig; sie erhebt dich zu einem Gotte. Solltest du auch den Gegenstand deiner Liebe durch Unglück oder Tod verlieren, so wird er dein ganzes Leben in einen süßen Trauerton

stimmen, wodurch du selbst mit Thränen im Auge aller Welt beneidenswerth vorkömmst.

Ich komme nun zu einer andern Klasse von Weibern, welche einem nicht zur Liebe oder Ehe, sondern zum Umgange, zum Vergnügen und Nutzen dienen. Darunter zähle ich Freundinnen, gute Weiber, witzige Weiber, geistreiche Weiber, geschickte Weiber, mächtige Weiber. Diese soll jedermann suchen, sie ehren und lieben. Sie werden ihm Vergnügen, Unterricht und zärtliche Theilnahme, ja öfters Hilfe und Unterstützung gewähren. Man soll bei ihnen weder zu viel Prätension machen, sonst wird man überlästig, noch zu viel ihr Sklave seyn, sonst wird man verächtlich. Es giebt sogar Fälle, wo man ihnen derb die Wahrheit sagen kann, ja soll; aber es muß so geschehen, daß sie sehen, daß es zu ihrem Guten ist. Die Weiber sind wie die Fürsten: sie wollen gerathen, auch die Wahrheit gesagt haben; aber sie hassen den, welcher sie ihnen durch Satyren und in öffentlichen Blättern sagen will. Wir Männer sind immer die Hauptschuld ihrer Unarten und Ausschweifungen. Sie richten sich nach unsern Tugenden, oder nach unsern Lastern. In einem Lande, wo es gute Männer giebt, giebt es auch gute Frauen. Nach meiner Erfahrung ist das Weib, trotz seiner Fehler und Schwachheiten, doch immer die Krone der Schöpfung.

Wir haben bisher nur für das Glück der Männer gewacht; wie viel mehr ist es unsere Pflicht, für jenes der Mädchen und Weiber zu sorgen! Wir Männer haben im Punkte der Ehe und Liebe immer größere Vortheile: wir können uns wie irrende Ritter durch die Welt schlagen; unsere Fehltritte und mißlungene Versuche werden uns nicht angerechnet; die Ausschweifungen eines Mannes werden noch als Zeichen der Kraft gehalten, und er kann sich selbst für eine mißrathene Ehe leicht entschädigen. Wie beklagenswerth ist dagegen der Stand der Frauen! Schon als Mädchen müssen sie ihre heißesten Wünsche verbergen; kaum daß es ihnen erlaubt ist, mit den Augen sich zu verrathen. Sie müssen harren und warten, bis es irgend einem Manne gefällt, ihnen seine Liebe zu erklären, und alsdann dürfen sie nicht einmal voreilig seyn, und müssen sich selbst im Augenblicke des heftigsten Sturmes noch zurückhalten. Ich will der vielen andern Bedenklichkeiten, welche Nahrung, Wohlstand, Familienverhältnisse mit sich bringen, nicht einmal gedenken. Dazu kommt noch der fatale Ton unserer Zeiten. Die meisten jungen Leute sind jetzt entweder fantastische Schwärmer, oder ausschweifende Wollüstlinge. Erstere lieben zwar ein Mädchen: aber da ihre Liebe auf Schwärmerei gegründet ist, verschwindet sie auch leicht wieder; und so ist das Uibel noch ärger. Mit den letztern ist die Verbindung für ein Mädchen noch gefährlicher: sie suchen nur Genuß, und wenn sie den

erreicht haben, lassen die frechen Buben das arme Kind sitzen, und lachen es noch obendrein aus. Selbst wenn sie sich zu einer Ehe verstehen, ist ihr Zweck abscheulich. Sie gehen alsdann nur auf eine reiche Parthie aus, an der ihr Herz gar keinen Antheil nimmt, und glauben in dem Vermögen ihrer Frau neue Mittel zu neuen Ausschweifungen zu finden. Vor beiden Arten von jungen Leuten kann sich ein Mädchen nicht genug hüten. Die Hauptursachen, welche es gegen solche Angriffe schwach machen, sind Eitelkeit und der unselige Gedanke: für keine alte Jungfer zu gelten. Wenn ich aber als Vater reden soll, so wollte ich lieber meine Tochter zur Nonne verdammen, als einem so elenden von Gott und der Welt gebrandmarkten Buben überlassen.

Das erste Mittel eines Mädchens, auf einen guten Mann zu treffen, ist, wenn seine Aufführung und Sitten untadelhaft sind. Es ist freilich jetzt üblich, daß man mehr einen brillanten Witz, als ein liebendes Herz sucht; aber ein gutes Mädchen soll auch nur denen Männern zu gefallen suchen, welche Letzteres vorzuziehen wissen. Es soll deswegen an seiner guten Aufführung nicht so leicht verzweifeln. Das männliche Geschlecht ist doch nicht so ganz und gar verdorben, daß nicht noch einer oder der andere zu finden wäre, welcher sie zu schätzen wüßte. Und so einen wird ein gutes Mädchen gewiß über kurz oder lang finden.

Die Haupteigenschaften, woran man ihn erkennen

kann, sind erstens, wenn er sowohl in seinen Reden als durch seinen Umgang nur gute Weiber auszeichnet; zweitens, wenn er bei wichtigern Vorfällen seines Lebens ein edles Herz zeigt; und drittens, wenn er gegen alle, mit denen er in genauer Verbindung steht, sey es Weib oder Mann, aufrichtig und gerade ist. Durch die erstere Eigenschaft wird ein gutes Mädchen erfahren können, ob er ihre gute Aufführung vorzüglich zu schätzen weiß; durch die zweite, ob er ihre Liebe zu erwiedern fähig ist; und durch die dritte, ob er sie nicht belügt oder künftig betrügen wird. Ich habe, besonders in unsern unglücklichen Zeiten, gefunden, daß Jünglinge und Männer, welche von Stande und guter Erziehung, aber durch Unglücksfälle niedergedrückt waren, gerade am meisten solche Eigenschaften an sich trugen. Es ist ein so interessantes Gemisch von Schüchternheit und Stolz, von Offenheit und geschämiger Zurückhaltung, von Gefälligkeit und Starrsinn, von Dienstfertigkeit und Adel, von Traurigkeit und Aufopferung, von Zärtlichkeit und Elend auf ihrer ganzen Gestalt, daß ich keinen Augenblick anstehen würde, einen solchen jungen Menschen zu meinem Schwiegersohne zu machen, wenn ich einmal gewiß wäre, daß er meine Tochter liebte.

Hat einmal ein Mädchen einen Liebhaber gefunden, der sie wahrhaft schätzt, so bestimme sie sich auch ganz für ihn. Sie soll ihm aber ihre Gegenliebe nicht sogleich durch ein positives Zeichen oder gar durch Worte

zu verstehen geben: sondern sie bilde sich nach seinen Gesinnungen; sie suche ihn vor Andern zu unterscheiden; sie vermeide alle genauere Verbindung mit Andern; sie scheine sogar noch keine Liebe gegen ihn zu fühlen, und setze ihn dadurch auf die Probe, ob er auch aushält. Denn wenn er wahrhaft liebt, wird er auch noch mit diesem Zustande zufrieden seyn, weil wahre Liebe ohne Glaube und Hoffnung nicht besteht. Ich für meinen Theil möchte nicht wohl diese kleine Art von weiblicher Kokettrie an einem Mädchen leiden; aber sie ist bei den frechen und vermessenen Angriffen unserer jungen Leute beinahe nothwendig geworden. Der erste Liebeskuß mag diesen Flecken der weiblichen Reinheit abwaschen; denn nach der wechselseitigen Versicherung einer wahren Ergebenheit, sey auch ungeheuchelte Aufrichtigkeit der schönste Brautschmuck des geliebten Mädchens und das sicherste Mittel, das ich kenne, einen guten Mann für immer an sich zu fesseln. Wie ein Götterbild erscheint mir nun der engelreine Karakter der Göthe'schen Iphigenie; möchten doch alle Mädchen, welchen das Glück gute Männer an die Seite führt, von diesem heiligen Bilde durchdrungen werden und einsehen lernen, daß die reinste Einfalt und Aufrichtigkeit das einzige und wirksamste Mittel sey, selbst einen ausschweifenden und harten Mann wieder zur Pflicht zu führen! Man könnte mir dagegen einwenden, daß dies blos eine idealische Grille eines großen Dichters wäre. Nein, nein! Ich hab'

es gesehen, dieses Götterbild, zweimal in meinem Leben gesehen, und es hat niemals seine Wirkung verfehlt.

Die Hauptfehler der Männer, womit sie ihre Weiber im Ehestande kränken, sind Härte, Eifersucht und Gleichgültigkeit. Der erstere zeigt einen Mangel der Erziehung und auch eines guten Herzens. Ein sanftes Weib kann viele Unarten eines Mannes unter vier Augen ertragen; wenn er ihr aber bei Andern oder gar in einer öffentlichen Gesellschaft grob und hart begegnet, dann empört sich ihr Innerstes, und es ist beinahe nicht möglich, daß sie ihn lieben kann. Aber auch die besten Männer sind zuweilen jähzornig und anfahrend; ein gutes Weib wird diese männlichen Wetterlaunen von ganzem Herzen verzeihen, und wie die Sonne nach einem Ungewitter desto glänzender hervortreten. Es giebt der Fälle genug, wo kluge Weiber rohe und sonst unartige Männer gebildet, und in feine Gesellschafter umgewandelt haben.

Eifersucht zeugt zwar von Liebe und Achtsamkeit des Mannes; auch kann eine gänzliche Gleichgültigkeit ohnmöglich einem Weibe gefallen: wenn sie aber bis an Narrheit und Bosheit gränzt, dann ist sie öfter noch unerträglicher, als Härte. Ein Weib will sich gerne selbst hüten, und haßt alle andere Aufsicht und Mißtrauen; ja es beleidigt sogar ihren Stolz. Der eifersüchtige Mann wird ihr zuerst lächerlich, dann überlästig; und eine unverdiente Kette, welche man

einer rechtschaffenen Frau anlegen will, ist eben das Mittel, das sanftere Band der Liebe zu zerreißen. Ein Weib soll sich aber doch immer so betragen, daß sie kein Mißtrauen in die Seele ihres Mannes pflanzt, besonders wenn er Anlage zu Eifersucht hat; und wenn sie die ersten Anfälle dieses nagenden Ungeheuers bemerkt, sogleich Hand einschlagen und das Uibel zu heilen suchen: denn sie ist ein schleichendes Gift, welches schon die besten Ehen untergraben hat. Ein kluges Weib wird nicht einmal in dem Falle, wenn der Mann die Achtung gegen sie verliert, oder gar andern Weibern zu gefallen sucht, ihn durch Galanterie zu beizen suchen: denn, wenn seine Thorheit vorüber ist, bleibt Mißtrauen in seiner Seele zurück, und sie hat alsdann, um ein kleineres Uibel abzuwenden, ein größeres an seine Stelle gelegt. Ich habe daher reine Unbefangenheit und Geradheit immer für das beste Mittel gehalten, wodurch Weiber selbst harte, eifersüchtige und ausschweifende Männer wieder zurückzuführen und an sich zu ziehen im Stande sind.

Es giebt aber auch Männer, welche, ohne ihre Weiber zu lieben oder ihnen treu zu seyn, sie doch mit Eifersucht quälen. Dann ist nicht ihre Anhänglichkeit, sondern eine elende Eitelkeit schuld. Sie wollen nämlich das einem Andern nicht gönnen, was sie doch selbst nicht mögen, ja von sich gestoßen haben. Solche elende Wichte verdienen das Zeichen ihres Uibermuths und ihrer Ungerechtigkeit an der Stirne zu tragen.

Wenn ich den moralischen Karakter einer ehrlichen Frau beflecken wollte, so würde ich mich nicht scheuen, in einem solchen Falle ihr alle Rechte der Krönung zuzugestehen: allein auch hier soll der Adel ihrer Seele über das Kleinliche einer Rache siegen. Sie soll ihn mit Großmuth beschämen und eine Gelegenheit abwarten, wo sie ihm seine ganze Armseligkeit vor Augen stellen kann.

Gegen die Ausschweifungen eines Mannes, welcher keine Grundsätze und keinen Edelmuth besitzt, giebt es keine Mittel, als Geduld und Religion. Hat die Frau eines solchen Unholds Kinder, so wird sie darin und in der Theilnahme und Achtung der bessern Welt ihren Trost finden. Indessen können auch die besten Männer in fremde Netze verstrickt werden, und der ruhigen gesättigten Liebe im Ehestande drohen tägliche Gefahren in einer Welt, wo aus allen Winkeln und Gebüschen die offene Wollust winket. Ein Weib würde nun sehr unklug handeln, wenn sie einen so gutmüthigen Sünder gleich mit Eifersucht oder gleicher Ausschweifung bestrafen wollte. Es wäre zwar möglich, daß sie ihn auf kurze Zeit dadurch wieder zurecht brächte: allein sie würde ihm zugleich ein ewiges Unbehagen und Mißtrauen einflößen, was sich über das ganze Leben erstrecken könnte. Reine, unverfälschte, aufrichtige, durch alle Nöthen und Umstände aushaltende Liebe und Geduld ist daher das sicherste, einzige Mittel gegen alle Unarten und Aus-

schweifungen der Männer. Das Bild der Unschuld und zärtlichen Liebe sollte das heiligste Palladium eines Weibes seyn. Es begleitet den Mann in die Arme der Wollust, waffnet ihn gegen Eifersucht und Mißtrauen, beschämt ihn in den Anfällen des Zorns und der Härte, erinnert ihn an Pflicht und Gefälligkeit, stellt sich mit Würde und Erhabenheit selbst an die Seite einer neuen Geliebten, und führt sicher und siegreich den gefallenen Sünder in die Arme der Gattin zurück. Ist dieses Bild nun noch gar mit den Kindern begleitet, so kann bei einem sonst edeldenkenden Manne die bitterste Reue nicht fehlen.

Indessen wird eine so reinaushaltende Tugend und Aufrichtigkeit in unsern galanten und verdorbenen Zeiten den meisten Weibern hart und fast unthunlich vorkommen, obwohl ich sie für das sicherste Vertheidigungsmittel gegen die Unarten der Männer halte. Ich will mich daher ein wenig mehr dem Zeitgeiste bequemen, und noch ein anderes, obschon gefährlicheres, anführen, nämlich die unschuldige Koketterie. Die Ehe soll durch das ganze Leben hindurch dauern; sie muß deswegen auch zuweilen gewürzt werden, damit die Bande nicht erschlaffen. Die Sehnsucht des Brautstandes ist vorüber, der Genuß nicht versagt, ja sogar Pflicht geworden, der tägliche Umgang bringt Flecken auf das schöne Bild, die Verführung von Aussen reizt, es ist also nothwendig, daß ein kluges Weib sich zuweilen gegen ihren Eheherrn in den Zustand des

Brautstandes versetze. Zuerst also rathe ich einer jeden Ehefrau, nie die Reinlichkeit und Niedlichkeit ihrer Kleidung zu vergessen, auch wenn sie in der Küche oder dem Schlafgemache beschäftigt ist. Sie muß dem Manne fast immer in dem Nimbus des äussern Anstandes erscheinen und sich in seiner Gegenwart keine körperlichen Freiheiten oder Gewohnheiten erlauben; sodann muß sie in dem Umgange mit dem andern Geschlechte so viel unschuldige Freundlichkeit äussern, daß die Männer ihren Umgang lieben, ja ihn sogar suchen. Dadurch wird der Eheherr beständig in Aufmerksamkeit erhalten, und er scheut sich, ihr unartig zu begegnen, aus Furcht, daß ein anderer ihr Wohlwollen gewinnen könne. Dabei muß sie es aber doch so einrichten, daß nie eine ernstliche Eifersucht sich seines Herzens bemächtige, besonders, wenn er Anlage dazu hat. Ihr Betragen gegen das andere Geschlecht muß daher so seyn, daß sie den Männern stets als liebenswürdig, aber doch nie als Kokette oder der Untreue fähig erscheint. Diese Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit muß sie hauptsächlich in solchen Momenten geltend machen, wenn ihres Mannes Aufmerksamkeit oder Gefälligkeit erschlaffen will. Gute, rechtschaffene Weiber werden wohl die Grenzlinien einer unschuldigen Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit von frecher Koketterie und Buhlerei zu unterscheiden wissen.

Von den Kindern.

Aus einer gutgerathenen Ehe blühet dem Gatten ein neues Glück, wenn sie durch Kinder gesegnet wird. „Laßt die Kleinen zu mir kommen, denn nur unter ihnen ist das Himmelreich.“ Wenn man die Sitten unserer Zeiten, den Zwang der bürgerlichen Gesellschaft, die Steifheit der Manieren und der Etikette, die Verstellung und Heuchelei der Menschen, die unnatürlichen Gebräuche und Höflichkeiten und die offenbare Falschheit der Welt überdacht und gefühlt hat, und dann wieder zurück unter seine Kinder und Familie kömmt, so muß man eine Seligkeit empfinden, welche an jene der himmlischen Geister grenzt. Hier ist Unschuld, hier ist Aufrichtigkeit, hier ist Freiheit; hier athmet man die reine Lebensluft; hier findet man das verlohrne Paradies wieder. Wenn also in der übrigen Welt jene Aufrichtigkeit, jene natürliche Freiheit, jener offene, gerade Himmelssinn dahin ist, so suche man ihn wenigstens in seiner Familie zu erhalten. Eltern lassen nicht von Kindern, Kinder nicht von Eltern, Geschwister nicht von Geschwistern, Freunde nicht von Freunden, Gatten nicht von Gatten, wenn nicht irgend eine Schlange dieses reine, festgeschlungene Band der Natur und Humanität angenagt hat. Mögen auch Revolutionen und Stürme die Welt umher verwüsten, und alle sonst gesellschaftliche Vertraulichkeit in heimtückisches Mißtrauen verwandeln, so

ist einem guten und geraden Menschen eine aufrichtige Familie der unentbehrlichste Schutzort. Er fühlt sich darin wie auf einer sichern Insel, und läßt die aufgebrachten Meereswogen um sich her toben. Wenn nun auch Klugheit und Weltton es gebieten, gegen andere Menschen nicht so aufrichtig zu seyn, als man wünscht, so soll man wenigstens diese natürliche Gestalt des Menschen unter seiner Familie erhalten.

Um diese zu erhalten, wird die erste Sorge und Pflicht der Eltern seyn, ihren Kindern eine gute Erziehung zu geben. Es ist in unsern Zeiten darüber so viel geschrieben und veranstaltet worden, daß ein kluger Hausvater fast nicht mehr weiß, was er davon befolgen soll; und doch fehlt es den meisten unsrer Zöglinge an Bestimmtheit der Begriffe und Meinungen, an Festigkeit des Karakters und an Brauchbarkeit in den Geschäften. Man glaubt fälschlich, daß in den Schulen oder sogenannten Instituten die ganze Erziehung vollendet werden könnte, da sie doch meistens nur dem Unterrichte dienen, und bedenkt nicht, daß der eigentliche Karakter eines jungen Menschen mehr in dem väterlichen Hause und der Welt, als in der Schule gebildet werde, und werden müsse. Wenn das Vaterhaus, die Schule und die Welt, wie es jetzt meistens geschieht, in ihren Beispielen und dem Unterrichte sich widersprechen, oder fast alle Jahre andere Meinungen, Sittenlehren, Manieren und Kenntnisse aufstellen, so wird das Kind oder der Zögling zwar

ein seichter Vielwisser oder eleganter Gesellschafter, aber kein karaktervoller, brauchbarer Mensch und Bürger werden.

Ich habe in dem ersten Theile meines Systems des Gleichgewichts und der Gerechtigkeit, auch wohl in dem LXXII. Kapitel meiner Schrift die deutsche Nation und ihre Schicksale die allgemeinen Regeln der Erziehung angegeben; hier will ich die besondern für einen jeden Stand an seinem Orte und an seiner Stelle einrücken. Ein kluger Hausvater wird bei Zeiten an seinen Kindern bemerken, wohin ihre Neigung geht, und wozu sie künftig in der Welt taugen werden. Oft bildet sich auch ein fähiger Kopf selbst zu dem Stande, welchen er gewählt hat. Wir haben Bauern- und Handwerkersöhne auf dem päbstlichen Stuhle, in den Kabinetten der Könige und an der Spitze der Armeen gesehen, wie z. B. Gregor VII., Sixtus V., der Kardinal Wolsey, der Marius und Pichegru u. s. w. Glück und Genie zeichneten ihnen selbst die Laufbahn vor, welche sie zu wandeln hatten, deswegen wollen wir bei einem jeden Stande die Fähigkeiten und Fertigkeiten anführen, welche ihm eigens zukommen.

Von den Hausfreunden.

Die Hauptheile einer Familie sind bereits zusammengefügt: Gatten, Eltern, Kinder und Geschwister. Wir kommen nun zu den Nebenstücken, den Freunden,

Verwandten, Hausgehörigen und dem Gesinde. Es giebt dreierlei Arten von Menschen, welche einem Hause nützlich und angenehm seyn können: nämlich solche, welche den Namen wahrer Freunde verdienen, dann solche, welche einem Nutzen bringen, und endlich solche, welche einen angenehm unterhalten. Es kann nun der Fall seyn, daß ein Hausfreund zu einer jeden dieser Klassen gehört; er kann zugleich Freund, nützlich und angenehm seyn. Im Allgemeinen aber soll man erstere immer den andern, und die zweiten den letztern vorziehen.

Ein jeder Mensch und eine jede Familie suche sich vor allem einen ächten, erprobten Freund. Ein solcher muß, wie Hamlet sagt, ein Meister seiner Leidenschaften seyn, weder am Kopfe noch am Gürtel der Dame Fortuna hängen, und folglich auch nicht nach ihrem Winde pfeifen. Ihn soll man in seinem Herzen, ja in dem Herzen seines Herzens tragen. Am besten wird man ihn unter den verständigen, anspruchslosen und wohlhabenden Leuten finden. Verstand wird ihn zu einem guten Rathgeber, Unbefangenheit zu einem treuen Anhänger, und Wohlstand zu einer sichern Stütze in der Noth machen. Nebstdem ist es auch gut, wenn er heitern Gemüthes, dir gleichgesinnt, und durch lange Bekanntschaft an dich und dein Haus gebunden ist. Am besten kann man einen wahren Freund in der Noth unterscheiden. Man sollte nicht glauben, daß selbst sonst gescheute und gute Menschen

so schwach seyn, und ihre, nicht innerliche, sondern äusserliche, Achtung so sehr nach dem Glücke richten könnten *). Glückliche Spitzbuben und Räuber sind überall öffentlich geehrt und heimlich verachtet; unglückliche Rechtschaffene überall zurückgesetzt, obwohl ihre Aufführung Hochachtung erzwingt. Deßwegen suche man sich von Andern, soviel als möglich, unabhängig zu machen, oder doch solche Freunde zu verschaffen, deren Theilnahme man selbst im Elende nicht zu verlieren fürchten muß.

Die zweite Klasse von Hausfreunden sind die nützlichen: darunter zähle ich die Aerzte, die Reichen, und die geschickten oder mächtigen Leute. Erstere dienen dir in Krankheiten, letztere in andern Nothfällen, zum Rathe und Unterstützung. Man soll diese Menschen weder durch Schmeichelei noch durch Bestechung gewinnenn, sondern durch ein gutes freundschaftliches Betragen, oder sonst einen ehrlichen Weg. Man glaubt gemeiniglich, daß der Zutritt zu Großen und Mächtigen nur durch eine höfische, niederträchtige Schranzerei zu erhalten sey; auch muß man gestehen, daß die meisten Leute sich auf diese Weise die Gunst oder den Schutz derselben zu erwerben suchen, und auch erhalten; indessen macht solche Erschleichungskunst den Menschen in seinen und der Großen Augen verächtlich. Sie schützen uns zwar, aber sie schätzen uns nicht,

*) Donec eris felix, multos numerabis amicos;
tempora dum fuerint nubila, solus eris.

und lassen selbst die größte Gunstbezeigung uns mit Verachtung angedeihen. Viel besser und leichter ist der gerade Weg. Die Mächtigen, seyen es Fürsten oder Konsuln, Minister oder Rathsherren, lieben im Grunde die Geradheit, und ich habe es sowohl in Monarchien als Republicken erfahren, (daß Ehrlichkeit, mit etwas Klugheit begleitet, der sicherste Weg zur Majestät sey.)

Wenn man nun einmal mit Mächtigen bekannt ist, muß man nur keine heimlichen Absichten zeigen; alsdann ist es selbst für den ehrlichsten Mann nicht so übel, mit ihnen umzugehen. Man kann vieles nützen, Uibel verhüten, die Guten emporheben, die Bösen zurückhalten, ihnen rathen, ja sich mit ihnen freuen, und das Leben angenehm zubringen. Wenn ein Mächtiger merkt, daß man ihn liebt, daß man keine Kabalen gegen ihn schmiedet, daß man ihm ohne Absichten dient, daß man gegen seine Schwachheiten nachsichtig ist, und ihm seine Fehler aus Achtung für ihn entdeckt; kurz, wenn man mit dem Wohle und der Ehre des Staats auch sein Wohl, seine Ehre zu verbinden weiß: dann kann man seiner Gunst weit sicherer seyn, und sie zum allgemeinen Besten viel mehr benutzen, als wenn man kriecht und seinen gnädigen Blick erbettelt.

Ich komme nun zu denjenigen Hausgehörigen und Bekannten, welche einem zur angenehmen Unterhal-

tung und zum Vergnügen dienen. Darunter zähle ich hauptsächlich geistreiche Menschen, Künstler, Gelehrte, Spaßmacher und Karikaturen. Wenn man selbst Geist und Talent besitzt, übrigens gastfrei und verträglich in seinem Hause ist, so wird es einem an solchen Leuten nicht fehlen. Ich wenigstens kann es in Wahrheit bezeugen, daß sich in unserm Hause eine Versammlung von Menschen und Talenten gebildet habe, wie sie vielleicht kein Fürst um sich hat. Staatsmänner und Gelehrte, Adliche und Bürgerliche, geistliche und weltliche Räthe, Künstler und Kaufleute, Katholiken und Protestanten, Gläubige und Ungläubige, Bauern und Handwerker rc. waren da täglich untereinander, und troß der Verschiedenheit des Karakters, Standes und der Gesinnungen, doch in der möglichsten Verträglichkeit und zum allgemeinen Vergnügen.

Dabei sind aber zwei Hauptregeln zu beobachten: erstens, daß man unter solchen Hausfreunden, ausser der standesmäßigen Hochachtung, sonst weder Herrschsucht oder Vorzug, noch Verachtung oder Spott dulde; zweitens, daß man selbst mehr den Diener als den Herrn der ganzen Gesellschaft vorstelle.

Von dem Hausgesinde.

Zum Ganzen einer Familie gehört auch das Gesinde. Bei diesem giebt es nur zwei Mittel, sie, be-

sonders in unsern üppigen Zeiten, in Ordnung zu halten. Man muß sie entweder gleich beim Eintritte in das Haus über alle Pflichten und Rechte unterrichten, und sonach, wenn sie einmal oder höchstens zweimal gröblich dagegen fehlen, fortschicken, oder man muß sie wie Isaak den Eliezer, und Ulysses die Euriklea, zu wahren Hausgenossen machen. Das letzte Mittel wird immer das beste seyn; so stimmen sie harmonisch zum Ganzen, und werden nach und nach so fest und treu an ihre Herrschaft und an das ganze Haus gebunden, daß sie die nächsten Blutsfreunde öfters in der Theilnahme übertreffen. Man hat Beispiele von Knechten und Mägden, welche ihren Herren bis in den Tod nachfolgten, und hierin die besten Freunde beschämt haben. Man muß daher auch in Auswahl seines Gesindes vorsichtig seyn, und hauptsächlich auf Treue und Ergebenheit sehen. Hat man alsdann eine glückliche Wahl getroffen, so soll man einen treuen Diener des Hauses auch achten, und ihm selbst kleine Fehler nachsehen und verzeihen.

Von den häuslichen Vergnügen.

Wir haben nun eine Patriarchenhütte errichtet, das Familienband zugezogen, und was dazu gehört, um den väterlichen Heerd versammelt. Ein Mensch, welcher nach den angegebenen Grundsätzen, und aus den von uns geschilderten Menschen sein Haus zusam-

menſetzt, muß gewiß einen Himmel auf dieſer Erde haben. Schon eine ſo innige Geſellſchaft wird uns das Leben auſſerordentlich verſüßen; wir wollen aber noch von andern häuslichen Vergnügen und Freuden reden, welche in dieſen Menſchen gerade nicht ihren Grund haben. Ich habe alles das, was ich hier niederſchrieb, in der wirklichen Welt geſehen, und größtentheils aus meinem eignen Leben und Hauſe gezogen; man hat alſo nicht zu befürchten, daß ich Ideale gedichtet oder einen Roman habe darſtellen wollen.

Wenn der gemeine Mann von Vergnügen ſpricht, ſo ſagt er: Wir wollen uns Veränderung machen. Veränderung ſucht auch jeder Menſch, und ſie liegt in der Natur und ganzen Weltgeſchichte. Die Menſchen würden ſelbſt die beſte Verfaſſung untergraben, und den höchſten Zuſtand ihres Glücks zerſtören, wenn die Natur ihnen nicht zuvorkäme. Sie hat dem Kinde die harmloſe Freude, dem Jünglinge den ſtarken Genuß des Lebens, dem Manne die vernünftige Heiterkeit, und dem Greiſe das Wiederaufleben in den Kindern und die Hoffnung der Unſterblichkeit angewieſen. Ein beſtändiger Frühling würde die Schönheit deſſelben gemein und ermüdend machen; wenn aber nach einem kalten, finſtern Winter die ganze Natur in verjüngter Schönheit hervortritt, freut ſich alles im neuen Leben. Selbſt die Religions- und Staatsgebräuche richten ſich nach dieſem Fingerzeige. Auf ſechs oder mehrere Werktage folgt ein ſo ſüßer Ruhetag; auf eine luſtige

Fastnacht ein mäßiger Aschermittwoch. Daraus folgt erstlich, daß man ein Gut oder ein Vergnügen immer mäßig und mit Zwischenräumen genießen sollte. Zu starker oder anhaltender Genuß erschlafft die Sinne, und führt zu Ekel und Verdruß. Zweitens, daß man mit den Vergnügen wechseln, und immer neue vorräthig und in Bereitschaft halten sollte; ja gerade das, was man am meisten liebt und schätzt, muß man am seltensten genießen. Drittens ist es auch gut, wenn man das Vergnügen mit Arbeit und selbst unangenehmen Beschäftigungen untermischt. Noth und Mühe sind das Salz des Lebens; daher das gemeine Sprichwort: Nach gethaner Arbeit ist gut feiern.

In großen Städten sind der Gelegenheiten zu Zerstreuung und Lust, leider! nur zu viel. Man hat da Lustpartieen, Gasthöfe, öffentliche Gärten und Spaziergänge, Bälle, Tanzböden, Theater, Konzerte, Spielbänke und Feste. Wenn man Vermögen hat, soll man auch diese Lustbarkeiten zuweilen genießen; aber nur nicht zu oft, sonst wird Herz und Beutel leer. Man soll sich zuweilen recht lustig machen und austoben. Ja es ist gut, wenn man alles auf der Welt einmal genossen hat, so lernt man das wahre Vergnügen von dem falschen und oberflächlichen unterscheiden.

Unter allen diesen öffentlichen Lustbarkeiten halte ich das Theater, wenn es gut und sittlich eingerichtet ist, für das feinste, edelste. Es nährt den Geist, füllt das Herz, wechselt mit Lachen und Weinen, ver-

setzt uns in andere Zeiten und Welten, und vereinigt alles, was Geschichte, Moral, Schauspiel, Malerei und Musik nur angenehmes und reizendes haben.

Uiberhaupt halte ich, ausser der Liebe, die schönen Künste für die ächten Geberinnen des Glücks und Vergnügens. Ja die Liebe selbst ist die erste schöne Kunst, oder vielmehr ist Dichtkunst, Musik und Malerei nur der Spiegel der Liebe. Es gehört aber zu diesem feinen Genusse ein eigner Sinn. Wie kann man die hohen und geistigen Schönheiten, die feinen Gänge und Verbindungen, die geheimen leisen Anklänge und Berührungen einem Andern erklären, wenn er keinen Sinn dafür hat? Ein Wort, ein Ausdruck, ein Uibergang, ein Ton, ein Strich, ein Licht, ein Faltenwurf, ja selbst ein Schweigen, enthält eine verborgene Quelle der Schönheit, aus der zu schöpfen nur den begnadigten Seelen erlaubt wird. Ist es einem nun von Gott gegeben, selbst zu dichten, selbst zu malen, selbst zu komponiren, dann verbindet man den höchsten Genuß mit der glücklichsten Arbeit.

Geschichte, Länderkunde und Reisen vermehren unter einer wahrhafteren Gestalt das menschliche Vergnügen, als Theater und schöne Künste. Da wir nur einmal und nur in einem Lande leben, so müssen uns Geschichte und Reisen den Mangel an Mannichfaltigkeit in dieser uns angewiesenen Stelle ersetzen. Auf diese Weise wird man, wie durch eine Zauberruthe, in alle Zeiten und Länder versetzt; be-

sonders ist es angenehm und nützlich, die Sitten und Gebräuche jener Völker kennen zu lernen, welche sich durch seltene Erfindungen, eine edle Bildung und große Thaten ausgezeichnet haben. Man wird das dunkle Zeitalter der Molochs und Pyramiden mit einem schnellen Blick durchwandern, desto länger und lieber aber sich an den schönen Zeiten des Perikles und der Mediceer ergötzen. Die afrikanischen Sandküsten und sibirischen Steppen werden einen nicht lange anziehen; desto interessanter wird einem aber der Aufenthalt in dem schönen Italien und der mannichfaltigen Schweiz seyn.

Alle diese Dinge in Wirklichkeit oder im Originale zu genießen, werden Zeit, Geld und Gelegenheit erfordert. Es kann aber gar leicht der Fall seyn, daß es einem Hausvater daran gebricht. Ich muß also die Mittel angeben, wodurch er sich wenigstens den Abdruck oder das Bild dieser Herrlichkeiten verschaffen kann. Gute Bibliotheken und Theater trifft man in allen großen Städten an, und der Zutritt dahin kostet wenig oder gar nichts. Selbst auf den abgelegensten Höfen und Dörfern mangelt es einem geistvollen Menschen nicht an Büchern, und Schauspiele gefallen um so mehr, je seltner man sie sieht.

Reisebeschreibungen sind meistentheils mit Kupferstichen und Bildern geziert. Am besten thut man aber sowohl für sein, als für das Vergnügen seiner Kinder, wenn man sich eine gute Optik oder ein Panorama

anschafft, worin man alle die merkwürdigen Gegenstände anderer Zeiten und Länder bis zur Täuschung darstellen kann *). Von allen den Meisterstücken der schönen Künste giebt es auch Abdrücke in Gips, Kupferstiche, Klavierauszüge und Uibersetzungen, welche man entweder um wenig Geld, oder im Falle sie zu theuer sind, von guten Freunden zum Gebrauche erhalten kann. Ist man nun selbst von der Natur mit einem Künstlergenie begnadigt, so braucht man eben nicht lange hausiren zu gehen, um die Herrlichkeit der schönen Natur aufzusuchen. Man findet ihre Spuren überall an den Menschen, mit denen man umgeht, auf dem Lande, wo man wohnt, unter dem Himmel, worunter man gebohren ist. Der Mensch muß sehr arm am

*) Schon ehe das Panorama bekannt war, habe ich mir in meinen Knabenjahren eine Art von Schauspiel gemacht, welches ohngefähr die nämliche Wirkung thun sollte. Durch das so täuschende Gemälde im Schwezinger Garten, und die optische Vorstellung eines Seesturms erweckt, hab' ich mir von Brettern und Pappdeckel ein im Grundrisse achteckigtes, mit thür- oder fensterartigen Oeffnungen versehenes Häuschen zusammengesetzt, und außer dasselbe die Gegenstände, welche ich sehen wollte, entweder in gemalten Landschaften oder Prospekten, oder in Figuren und Puppen, oder in sich bewegenden Theilen gestellt. Die Vordergründe hab' ich öfter durch wirkliche Steine, Gewächse, Mooß und Blumen bedeckt. So hab' ich mir Städte, Gassen, Pläze, Landschaften, Wasserfälle, Meeresstürme, den Vesuv, den Winter, olympische Spiele, Turniere, Opfer- und Krönungsfeste u. s. w. vorgestellt.

Herzen seyn, welcher sich selbst einen Kerker nicht zu tapeziren wüßte.

Aus einem ähnlichen Grunde, warum man sich den schönen Künsten widmen soll, ist es auch rathsam, überhaupt die Wissenschaften zu treiben. Sie nähren, wie Cicero sagt, die Jugend, ergötzen das Alter, zieren einen im Glücke, trösten im Unglücke, sie wohnen mit uns, sie übernachten mit uns, sie begleiten uns auf dem Lande. Unter allen Schriften scheinen mir die Patriarchengeschichte, der Ossian, des Homer's Odyssee, Shakespear's Schauspiele und des Tacitus Germania die vorzüglichsten Zierden in einer Hausbibliothek zu seyn.

Wenn man die Familienfreuden in ihrer ganzen Reinheit genießen will, so suche man sich mehr auf dem Lande, als in der Stadt aufzuhalten. Das Landleben hat für alle große und freye Seelen vorzügliche Reize gehabt. Da fühlt man sich von allem Zwange unabhängig; da wird der unzerstreute Geist für große und menschliche Gedanken empfänglich, da giebt das Mannichfaltige der Jahrszeiten und schönen Natur ein immerwährendes Vergnügen. Wenn ich nach dem heimlichen Winter, wo ich an meinem warmen Ofen die Erde mit Schnee und Eis bedeckt aus meinem Fenster behaglich erblicke, nun im Frühling dieselbe mit allem Schmuck und Reiz der Natur geziert wieder um mich her genieße; wenn mich nach einem warmen Sommer der Herbst mit seinen gelbbräunlichen

Bäumen und fallenden Blättern wieder in meine Hütte lockt, oder mir nur noch zuweilen die letzten Strahlen der Sonne durch oder über einem Nebelvorhang an den Spitzen der Berge oder in den Fluthen des Wassers sehen läßt, und ich mich heimlich zu meinem Herde setze, so giebt mir das alles ein so mannichfaltiges, herrliches Schauspiel und Gefühl, dessen ich nie müde werden kann. Ja selbst die ländlichen Beschäftigungen und die Gärtnerei führen uns zur Einfalt der Natur und Patriarchenhütte zurück.

Ein Hausgarten soll mehr der Haushaltung als dem Luxus dienen. Wenn man kein Fürst oder Millionär ist, wird man daher klüger thun, sich mit der Küchengärtnerei, als großen Anlagen abzugeben. Letzteres fällt meistentheils ins Kleinliche und Lächerliche, wenn man dazu keinen Raum und Vermögen hat. Ich habe daher in diesem Werke mehr den Geschmack an Gartenkunst, als wirkliche große Gärtnerei angerathen. Ein Mann, welcher Gefühl für ächte Schönheit hat, wird eben nicht nöthig haben, sich mit einigen Bäumchen oder Sträuchen ein englisches Gärtchen zusammen zu flicken. Er wird die Schönheiten der Natur in allen Gegenden der Welt, und vorzüglich in dem Lande, wo er wohnt, aufzufinden wissen. Ich war weder mächtig noch reich; aber mit innigem Vergnügen, und inniger Genugthuung kann ich es sagen, daß ich mein schönes Vaterland, und besonders das paradiesische Rheingau als einen großen

Garten der Natur mehr genossen habe, als der stolze und übermächtige Ludwig XIV. sein zusammengeflicktes Versailles, oder der reiche van der Hope seine auf Dächer gestellten Grasscherben. Was sind auch alle mit Kunst und durch die Scheere zugestutzten Irrgärten und Windelgänge gegen jene schönen Thäler bei Tiefenthal, Erbach, Gottesthal, Vollraths, Johannesgrund und Marienthal? Was jene englischen Buschwerke gegen den Hohwald und Niederwald? Was jene Hügelchen und Steinchen gegen das Wisperthal und Rheinthal? Was jene Theaterruinen gegen das Schloß Ehrenfels und Wildberg? Was jene Weiherchen und Inselchen gegen den großen Rhein und seine Auen, der bald still und majestätisch wie ein See, bald rasch und lärmend, wie ein Wasserfall, die ganze schöne Landschaft durchfließt? Wenn ich nun nach einzelnen Wanderungen durch die verschiedenen Theile dieses großen Gartens auf dem gothischen Ehrenfels hinab in das Bingerloch, oder von dem lieblichen Johannesberg herunter das Ganze noch einmal übersah, dann konnte ich mit Recht ausrufen: wo ist ein Fürst, ein Millionär, welcher die schöne Natur so genossen hat, als ich? — *)

Wir sind bisher die geistigen Freuden einer Fami-

*) In einem andern Werke sollen die Zeichnungen beigefügt werden, welche meine Freunde, Schüz, Schneider und ich, von einzelnen Gegenden dieses schönen Landes gemacht haben.

lie durchgegangen; wir wollen jetzt auch von den körperlichen Vergnügen reden. Der Geist macht nicht allein den Menschen aus: auch der Körper will gesättigt seyn. Frohe Schmäuße, Tanz, Bewegung und Ruhe sind des Körpers Sache. Auch dafür müssen wir sorgen. Die tägliche Kost einer wohleingerichteten Familie soll mäßig und frugal seyn. Mit ein paar Speisen und einem gesunden Trunk hat der Mensch genug. Eine solche Ordnung der Dinge erfordert die Gesundheit und kluge Wirthschaft. Aber zuweilen und besonders bei Familienfesten und sonstigen ausserordentlichen Begebenheiten soll man sich im Kreise guter Menschen durch frohe Schmäuße, Tänze, und sonstige Bewegungen ergötzen. Es ist eben nicht nöthig, seinen Tisch mit kostspieligen, aus allen Ländern beschriebenen, Speisen und Getränken zu beladen. Ein jedes Land und eine jede Familie kann aus ihren eigenen Mitteln solche Gerichte auftischen, welche, durch den Wohlgeschmack und die Fröhlichkeit gewürzt, fürstliche Tafeln beschämen. Indessen suche man das, was solchen Schmäußen an Pracht und Kostbarkeit abgeht, durch Niedlichkeit und Zierde zu ersetzen. Uiberhaupt soll sich ein Hausvater oder vielmehr eine Hausmutter sowohl in ihrem Hausrathe, als in der ganzen Anordnung ihres Hauses durch Geschmack und Reinlichkeit auszeichnen. Ich habe schon bemerkt, daß die schönsten und niedlichsten Möbeln und Kleidungsstücke gerade am wenigsten kosten; z. B. schönes Weißzeug, Kupfer=

stiche, irdene Geschirre, einfache Stühle sind bei weitem nicht so theuer, als Seidenzeug, Gemählde, silberne und goldene Gefäße.

Vor und nach den Schmäußen ist es gut, sich eine Bewegung zu machen. Dazu dienen der Tanz, die Jagd, das Reiten oder Fahren. Mäßig getrieben, stärken sie den Körper und geben ihm Gewandtheit und Grazie. Sind sie aber bis zur Leidenschaft gestiegen, so können sie Gesundheit und die Hauswirthschaft untergraben. Unter diese Rubrik gehören auch die Spiele, welche den Körper bewegen; z. B. Kegelschieben, Billard, Ballspiel u. s. w. Karten- und Hazardspiele soll man meiden: sie sind dem Hauswesen und der Moralität zugleich schädlich. Es giebt aber doch Fälle, wo uns aus Langerweile nichts übrig bleibt, als solche Spiele. Kopfangreifende Spiele, wie z. B. Schach, sind zwar sehr unterhaltend, aber mehr Studium als Spiel. Hazardspiele, z. B. Pharao, hängen zuviel vom dummen Glücke ab, und führen zu Verschwendung und Bosheit. Tarock dauert zu lange, und ist, wenn man immer schlechte Karten hat, äusserst langweilig. Unter allen Kartenspielen kenne ich keins, das für einen geistreichen Menschen zum Zeitvertreibe sich besser schickte, als das kleine Ombre. Es ist abwechselnd, dauert nicht lange, erfordert Feinheit; man ist Herr seines Spiels, und kann selbst mit schlechten Karten gewinnen.

Von den bürgerlichen Verhältnissen einer Familie, oder von der Vaterlandsliebe.

Wir leben nicht nur für uns, sondern auch mit und für Andere. Der Mensch im wilden oder patriarchalischen Zustande steht mit seiner Familie allein, und hat nur sich Rechenschaft zu geben; aber dieser Zustand dauert nicht immer, so glücklich er auch seyn möchte. Der Mensch tritt unter dem Schutze der Gesetze in die bürgerliche Gesellschaft, und verzichtet auf einen Theil seiner natürlichen Freiheit und Rechte, um jener der bürgerlichen froh zu werden. Dadurch verbindet man sich zu neuen Verhältnissen und Pflichten, welche unsern natürlichen öfters widersprechen. Wir möchten wohl alle gerne die Vortheile der bürgerlichen Gesellschaft genießen, entziehen uns aber heimlich, so oft wir können, ihren Lasten; und wenn sodann die Gewalt uns zu unsern Pflichten zu zwingen aufgefordert wird, unterwerfen wir uns derselben mit Verdruß und Widerwillen. Man sollte daher vor allem sich bestreben, jene natürliche Anhänglichkeit zu seinem Lande, sowohl in seinem als in dem Herzen der Seinigen, zu erhalten, welche man Vaterlandsliebe nennt.

Der Name Vaterland sollte uns schon an Familie und an die heiligsten Bande der Natur erinnern. Da wurde man gebohren; da wurde man ernährt; da wurde man erzogen, gebildet, geliebt, geschätzt, geehrt

und befördert. Da genoß man die reinsten Freuden des Lebens; da findet man Geliebte, Freunde, Theilnahme, Hilfe, Unterstützung und Schutz. Man kennt die Leute, Gesichter, Sitten, Sprache, Wege und Stege. Da wird man auf alles, was dem Menschen nur lieb und heilig seyn kann, zurückgeführt: auf Eltern, Kinder, Brüder, Freunde, Gräber, Altäre, Spielplätze, Schulen und Heiligthümer. Ich habe es gefühlt in meiner Brust dieses heilige Feuer, und alle seine beglückenden und schmerzlichen Eindrücke erfahren. Ich sahe mein Vaterland in seiner schönsten Epoche: von innen reich, aufgeklärt, fröhlich; von aussen geschätzt, besucht und geehrt, eine schöne Blüthe in Wohlhabenheit, Wissenschaft, Kultur und Pracht. Ich sahe mein Vaterland in einer scheußlichen Gestalt. Von innen geplündert, in Zwietracht und Verzweiflung; von aussen erobert, bedrückt, verwürfelt, und wie ein Stück Lumpen vertheilt: ein trauriger Ruin von allem dem, was es war, oder noch werden sollte *).

Man hat in unsern Tagen unter der Larve des Patriotismus oder Kosmopolitismus alles angewandt, um die ächte Vaterlandsliebe in dem Herzen der Familien zu zerstören; und wo sind alle Funken derselben

---

*) Uiber die Einwohner von Polen, Italien und die deutschen Reichsländer am Rhein ꝛc. ist in diesem Kriege das traurigste Loos geworfen worden. Sie werden getrennt, zerrissen und getheilt, und möchten doch so gerne beieinander bleiben. O Rechte der Menschheit!

mehr ausgelöscht, als in Deutschland? Man glaube nur nicht, daß der elende Kosmopolitismus es geläutert und auf höhere Zwecke gerichtet habe. Diese leicht auflodernden Strohmaterialien sind nicht fähig, dem heiligen Feuer Nahrung und dauernde Glut zu geben. Die ächte Vaterlandsliebe ist auf festern Stoff gegründet. Sie ist aus altväterischer Religion, Häuslichkeit, Respekt gegen Obrigkeit und Gesetz, aus Sitten und Gebräuchen zusammengesetzt; und je faßlicher und handgreiflicher alle diese Dinge sind, je wirksamer wird sie sich zeigen. So flammte sie unter den alten Griechen, Römern und in dem Herzen unserer Väter, der alten Deutschen.

Nur in den kleinen Kantonen der Schweiz kann man noch Spuren davon finden. Nicht ein elendes Raisonnement von Freiheit und Gleichheit, sondern jenes feste Gefühl, jene ungekünstelte Angewohnheit alter Sitten und Gebräuche ist es, was ihren ehrlichen Bewohnern den Tod schätzbarer machte, als eine gleißende, heuchlerische Verbesserung ihrer altväterischen Verfassung *).

---

*) „Ein armes und bedrängtes Volk, sagten die Unterwaldner „zur provisorischen Regierung, ein wahrlich hilfloses schweizerisches Hirtenvolk, wendet sich an Sie, Wertheste, um „seinen Wunsch und das Seufzen nach einer Verfassung, der „es Jahrhunderte lang ungemein zugethan war, ganz aufrichtig „und offenherzig zu äussern. Wie Kinder ihr Anliegen, und „was sie drückt, ihren Vätern zutrauensvoll offenbaren;

Von dieser Vaterlandsliebe kann jetzt nicht mehr die Rede seyn. Sie ist in unsern Zeiten lächerlich, ja sträflich geworden. Wir wollen daher nur von jenen Pflichten reden, welche einem jeden Hausvater die Klugheit vorschreibt.

Vor allem fordert schon die natürliche Billigkeit und auch ein wohlverstandenes Interesse, daß man sowohl dem Staate, worin man lebt, als einem jeden seiner Mitbürger insbesondere mit Rath und That zu Gebot stehe. In Kriegs-, Wassers-, Feuers- und andern Nöthen, soll man sogar zu großer Aufopferung gewärtig seyn. Es ist daher gut, sich frühe an Gefahr und selbst den Tod zu gewöhnen; so erscheint alsdann die Pflicht nicht so hart und schrecklich. Ein Bürger, welcher bei Unglücksfällen immer unter den Ersten der Helfenden ist, kann sicher auf die Hochachtung und

---

„wahrlich so wenden wir uns an Sie, diese unsere Wünsche „doch anzuhören und unserm sämmtlichen Verlangen zu ent„sprechen. Glauben Sie es doch nicht, wenn Ihnen vielleicht „Leute sagen möchten, daß dieses unruhige oder gar aufrüh„rerische Schritte wären. Nein, das gewiß nicht! Aber daß „die weit überlegene Mehrheit des Unterwaldner Volks einen „so zu sagen beständigen, unveränderlichen und „unaustilgbaren Hang, die heisseste Sehnsucht „und ein immerwährendes, einmüthiges Bestre„ben nach der alten von den lieben Voreltern ererb„ten und theuer erkauften Verfassung habe, das gestehen wir „und müssen es vor der ganzen Welt bekennen.“ Daß dies keine leeren Worte sind, hat der Tod so vieler Männer und Weiber bewiesen.

gleiche Unterstützung seiner Mitbürger zählen. Wo also wahre Noth ist, soll man seine Mühe, sein Geld, ja selbst sein Leben nicht schonen, und sich diese Aufopferungen durch eine gewisse Gewohnheit und Fertigkeit um so leichter machen. Wenn man in einem gutorganisirten Staate oder unter einem großen und edlen Volke lebt, wird man von selbst und wie durch ein elektrisches Feuer dazu entflammt *). Die zuverläßige Gewißheit einer Beihilfe und Unterstützung, erhebt das Gemüth auch des kältesten und feigsten Bürgers zu edlen Thaten. Ist einem aber ein so glückliches Loos nicht beschieden, und die Wohnung in einem zerrissenen Lande angewiesen, so soll man wenigstens so viel thun, als man kann und die Klugheit erfordert, das übrige aber der Vorsicht überlassen. Diese weiß die Dinge dieser Welt so sonderbar zu verketten, daß öfters eine einzige gute Handlung, ein einziger kluger Rath einen kleinen fast schon verschlungenen oder getheilten Staat wieder erhalten hat. Das von einer gemeinen Schildwache bemerkte Schnattern der Gänse hat Rom, und ein Wink des alten Reding die Schweiz gerettet.

Indessen kann ein mißverstandener Patriotismus,

---

*) Man hat dieses in dem jetzigen Kriege an den Engländern und Franzosen gesehen. Die Aristokraten und Demokraten, die Hof- und Oppositionsparthei waren einig, wenn es gegen äussere Feinde gieng. Man hat Emigranten über die Siege der Republik, und Amerikaner über die Siege der Engländer frohlocken gesehen; und Deutsche — ?

hinter welchen sich auch meistentheils die Eitelkeit versteckt, einen Bürger sowohl, als einen ganzen Staat zu Grunde richten.

Wie viele Menschen haben in unsern Tagen den ehrwürdigen Namen eines Patrioten geschändet, und zu einer Geißel der Menschheit gemacht! Die Begierde zu glänzen und eine große Rolle zu spielen, hat manchen so geblendet, daß er darüber die heiligsten Pflichten vergaß, welche er sich, seiner Familie und seinem wahren Vaterlande schuldig war. Uiberhaupt habe ich bemerkt, daß in der Zeit einer allgemeinen Gährung sich zwei blinde excentrische Partheien bilden, zwischen welchen die Vernunft und der ächte Patriotismus so lange gedrängt wird, bis der Sturm sich legt, und alsdann das reine Gold sich wieder von den Schlacken sondert. In solchen Zeiten wird von nichts als Grundsätzen gesprochen, aber nie weniger darnach gehandelt. Grundsätze sind ewige Regeln der Vernunft, welche immer wahr bleiben, und wozu auch ein jeder rechtschaffene Mann sich bekennen soll. Die Menschen sind aber größtentheils leidenschaftliche Thiere: sie müssen mithin auch durch Leidenschaften zu den Grundsätzen der Vernunft getrieben werden. Daher entstehen dann die sogenannten politischen Sätze.

So hat während der Revolution die Erklärung der Rechte ein Inbegriff von Grundsätzen, die Konstitutionen aber ein Versuch von politischen Sätzen seyn

sollen. Eine jede Konstitution setzt schon eine mögliche Verletzung der Grundsätze voraus. Wenn alle Menschen gegen einander gerecht wären, hätten wir weder Gesetze noch Konstitutionen nöthig. Nun vermengt aber der große Haufen, welcher blindlings seiner Parthei folgt, beiderlei Sätze unter einander, und glaubt die ewige Wahrheit und Gerechtigkeit zu verfechten, wenn er öfters nur für das elendeste Machwerk einiger verschmitzter Demagogen mordet. Die Vertheilung der öffentlichen Gewalten und das sogenannte Gleichgewicht von Europa, welches in allen vernünftigen Konstitutionen und Friedensschlüssen sanktionirt ist, beweisen zur Genüge, daß man hier nicht auf die Vernunft, sondern die Leidenschaften der Menschen kalkulirt habe. Eine gute Regierungsform ist nach dem Urtheile aller großen Politiker aus Monarchie, Aristokratie und Demokratie zusammengesetzt. Bei dem Spiele menschlicher Leidenschaften ist es nicht möglich, daß diese drei Gewaltspartheien so immer und unverrückt im Gleichgewichte verbleiben. Bald hat der monarchische, bald der aristokratische, und bald der demokratische Theil das Uibergewicht. Eben so ist es unter Völkern und in einem Kriege. Der gerechteste Krieger kann in den ungerechtesten Sieger ausarten. Einem klugen und weisen Patrioten kömmt es also zu, sich zu der Parthei zu schlagen, welche unterdrückt ist, sie heiße, wie sie wolle *). Freilich ist dies eine schwerere Rolle,

*) Es ist ja selbst eine Maxime der hohen Politik geworden, daß man sich gegen die Uibermächtigen verbinden müsse. Daher

als einer Parthei immer blindlings zu folgen. Die Vorsehung hat daher das Mittel schon in die Natur der Dinge gelegt. Der Sieger übernimmt sich immer und wird deswegen gehaßt; dies giebt dem Besiegten wieder Stärke, und so geht dann die Welt ihren Gang. Daher sagt der weise Montesquieu: Da in einem Freistaate alle Leidenschaften ein freies Spiel haben, so werden Haß, Neid, Ehr- und Habsucht in ihrer ganzen Fülle erscheinen. Ohne dies gliche der Staat einem Kranken, welcher keine Leidenschaften fühlt, weil er keine Kräfte mehr hat. Der größte Theil der Menschen folgt blindlings einer oder der andern Gewalt oder Parthei; indem der große Haufen weder Vernunft noch Gerechtigkeit genug hat, um beide zu lieben.

Für ruhige ordentliche Zeiten gefällt mir das Betragen des Grafen d'Aveaux. Von ihm habe ich folgende kurze Schilderung gelesen: Der Graf d'Aveaux suchte Niemand zu betrügen; daher galt er auch für einen rechtschaffenen Mann: zu gleicher Zeit suchte er

---

wechseln so oft die Allianzen in den europäischen Staatsangelegenheiten. Nur der Hof oder die Regierung wird für die klügste und konsequenteste gehalten, welche den rechten Zeitpunkt zu treffen weiß, wenn sie eine Parthei verlassen, und zu einer andern treten soll.

aber von Niemand betrogen zu werden; daher galt er für einen Mann von Kopf.

Für stürmische Zeiten oder in bürgerlichen Kriegen gefällt mir die Rolle des Cato, oder wenn man den Schwung der Seele nicht hat, jene des T. Pomponius Attikus. Beider Lebensbeschreibung hat uns Cornelius Nepos hinterlassen. Ersterer fiel mit dem stürzenden Rom, und starb wie ein Gott; letzterer erhielt sich unter dem stürzenden Rom, und lebte wie ein kluger Mann. Uiberhaupt muß ich noch dieses bemerken. Ein Mensch, welcher einmal seines und seiner Familie Glück an eine große, edle Unternehmung gesetzt hat, der vermeide alle Neben- und Halbrollen. Wenn er sich über die gemeinen Bürgerpflichten zu erheben Beruf fühlt, so vollende er ganz und groß. Aut Cæsar, aut nihil. Wer nach großen Opfern kein Cäsar oder Brutus werden kann, den wird das traurige Schicksal von selbst an seine Nullität verweisen.

Wenn wir menschlich von der Sache reden wollen, so führt ein wohlangewandter Patriotism nothwendig zur bürgerlichen Ehre. Der Mann, welcher für sein Vaterland viel thut, wird in seinem Vaterlande auch viel geehrt. Der Ursprung der Vaterlandsliebe mag noch so rein seyn, so ist sie in der Wirklichkeit doch immer mit Ehrgeiz vermischt. Kein edler Mensch ist gegen die Ehre gleichgültig gewesen. Auch ich habe sie gefühlt, diese mächtige Triebfeder guter

Handlungen und nützlicher Werke. Es erhebt gewaltig das menschliche Herz und spornt zu großen Thaten, wenn man sich oder seine Unternehmungen in öffentlichen Blättern rühmen, oder in öffentlichen Gesellschaften auszeichnen hört. Daher wurde sowohl bei den alten Römern als den alten Deutschen Virtus oder Tugend, und Honestas oder Ehre für das nämliche gehalten.

Man muß sich in der Welt und bürgerlichen Gesellschaft entweder recht frei und unabhängig machen, oder, wenn man sich dann mit ihr plagen will, recht an sie schließen und auf sie wirken. Das erstere bringt einem Glück und Seelenruhe, langes Leben und häusliches Wohl; das letztere hat auch seine Süßigkeiten, ja öfter eine berauschende Genugthuung: aber es ist unsicher, wankend, ruhestöhrend, und verträgt sich selten mit dem häuslichen Glücke. Ich rathe daher immer zu dem Ersten. Will man aber doch den letztern Weg einschlagen, so darf man nie halb wirken oder getheilt seyn. Man muß Ruhe, häusliches Glück, Leben und alles dran setzen, um seinen Zweck zu erreichen. Der Weg der Ehre und des unsterblichen Ruhms ist mancherlei. Man kann in monarchischen Staaten erster Minister, in republikanischen erster Staatsverwalter werden. Man kann als Philosoph ein neues System, als Reformator eine neue Sekte stiften. Man kann als Held und Feldherr mit dem Lorbeer des Siegs, als Heldensänger oder Künst-

ler mit dem Kranze des Ruhms bekrönt werden. Ein jeder prüfe aber zuvor seine Kräfte, ehe er eine solche Rolle beginnt: denn nichts ist elender als Pfuscherei. Plutarchs und andere Biographien sind die Zinnen des Tempels oder die Spitzen des Bergs, worauf man die Wege der Ehre finden und übersehen kann. Wohl dem Menschen, welcher da, wenn ihn die Ehre ruft, den Versuchungen des Teufels auszuweichen wußte.

Von dem Alter und Tode.

Der Mensch stirbt in seinem Leben zweimal: ein=mal, wenn die Sinnenkraft in ihm dahinwelkt, und einmal, wenn sein Körper gänzlich aufgelößt wird. Durch den erstern Tod wird er gezwungen, dieser Welt einigermaßen abzusterben; durch den andern wird er gänzlich von dieser Erde entrückt. Nach dem fünfzigsten oder sechzigsten Jahre sollte ein Mensch nicht viel Ansprüche mehr auf sinnlichen Genuß machen, und je weiter er in Jahren vorrückt, je lächerlicher und schädlicher werden alle Anstrengungen der Sinne. Ein kluger Mensch weiß sich in einem solchen Alter, so zu sagen, selbst zu morden, und dem eisernen Ge=setze der Natur zuvorzukommen. Es fällt zwar dem sinnlichen, an diese Erde gefesselten Menschen hart, so allem irdischen Genusse zu entsagen, und bei einem noch gesunden Körper und vielleicht noch gänzlicher Brauchbarkeit der Sinne diese schöne Welt zu verlassen. Indessen ist es immer besser, auf eine ohnedieß pre=

kåre Existenz freiwillig zu verzichten, als wenn man beschämt dazu gezwungen wird. Und was hat auch ein bejahrter Mensch auf dieser Erde noch viel zu erwarten? Bei jedem Genusse der Sinnlichkeit wird er an seine Schwäche, an Unvermögen, an mißlungene Versuche und abschlägige Antworten gemahnt; selbst sein natürlichstes und menschlichstes Vergnügen besteht nur in der Rückerinnerung genossener Freuden und dem Wiederkäuen vormaliger Seligkeiten. Er hat abgeblüht; nur in seinen Kindern und der Nachkommenschaft ist ihm noch Leben gegönnt. Die Natur hat ihn daher zum Tode schon eingeweiht, und wenn er nicht freiwillig und herzhaft den Winken derselben folgen will, so stirbt er tausendmal; da er sonst nur einmal und noch mit den letzten Blumen des Lebens geziert, verschieden wäre.

Schwinge dich also auf, unsterblicher Geist! Verachte die Bande, welche dich an ein vergängliches Leben fesseln; entsage mit Muth und freiwillig einem unvollständigen Genusse: ein besseres Leben wartet deiner. Blick auf, der Himmel ist dir geöffnet!

Die Vorsehung hat dem Greisenalter für das Gaukelspiel sinnlicher Lüste den erhabensten Genuß und die erhabenste Bildung angewiesen, nämlich einen G ö t t e r g e n u ß, eine g ö t t l i c h e B i l d u n g. Die Natur scheint die hohe Absicht zu unterstützen, indem sie den Menschen nach dem fünfzigsten Jahre durch allmählige Abtödtung seiner körperlichen Kräfte zu

einer höhern Bestimmung vorbereitet. So wie der Körper nach und nach dahin welkt, erheben sich die Fittige seines unsterblichen Geistes. Im Greisenalter verlangt der gebrechliche Leib weiter nichts mehr als eine vernünftige Diät, wodurch dem Lebensflämmchen täglich einige Tropfen Oel zugegossen werden, damit es nicht gänzlich verlösche. Desto heller leuchtet aber das ewige Licht der Vernunft. Das Greisenalter ist daher jederzeit als die wahre Schule der Philosophie und Theologie angesehen worden. Nur ihm traute man ächte Weisheit und Moralität zu; und die freiesten und gebildesten Völker haben ihre Priester, ihre Schiedsrichter, ihre Rath- und Gesetzgeber aus den Alten, Grauen und Weisen *) gewählt.

Dem Ende dieses irdischen Lebens, dem gebrechlichen Alter, ist die Betrachtung des Todes und der Unsterblichkeit vorbehalten. Auch diesen Zeitpunkt des Menschen hat Gott und die Natur versüßt, indem sie ihm zu der Zeit einen Ekel an der Welt, und wenn er seine Laufbahn vernünftig durchwandert hat, einen Vorgeschmack des Himmels in die Seele legt. Wenn man einmal bis zum Greisenalter herangenahet ist; wenn man seine und seiner Mitmenschen Thorheiten, Schwachheiten und kleinlichen Bestrebungen durchschauet hat; kurz, wenn man so recht das kleine und große Kinderspiel der Welt übersieht, so setzt sich

*) Grauen, Weise, Patres, πρεσβυτεροι, Seigneurs, Aldermänner u. s. w.

im Menschen ein dunkles Gefühl an, das noch keinen Namen hat. Man kann es nicht Verachtung der Menschen, auch nicht Ekel, auch nicht Mitleid, vielweniger Gleichgültigkeit nennen. Es kömmt dem Vatergefühle am nächsten. Man betrachtet die Welt wie einen Haufen von Kindern, mit welchen, unter welchen und durch welche die göttliche Vernunft und Gerechtigkeit nur spielt. In ernstern Stunden wird dich dieses Gefühl über dich selbst und deine Mitmenschen erheben, und dir einen Begriff, einen Vorgeschmack von Göttlichkeit geben, welche man sich sonst nicht wohl vorstellen kann. Du wirst deine Brüder alsdann mit der reinsten Liebe und Moralität umfassen, deren nur ein Mensch hienieden fähig ist. Dein Herz wird voll Güte, voll Verträglichkeit, voll Nachsicht, voll Hilfe und Salbung gegen sie zum Erstenmale jene himmlische Liebe empfinden, welche Paulus so vortrefflich geschildert hat *). In einer solchen Stimmung wird man allmählig zu einer dunkeln Anschauung der Gottheit und ihrer ewigen Gesetze vorbereitet werden, und darin allein den Himmel und die ewige Glückseligkeit einer vernünftigen Seele ahnden.

Wir kommen zur Welt und wissen nicht wie? wir gehen aus derselben, und wissen nicht wie? Mit Glaube beginnt also und endet das menschliche Leben.

---

*) I. Cor. Kap. 13. V. 4—8.

So fall' ich dann getrost in deine Arme,
Religion! mein ganzes Erdenglück,
mein ewig Heil vertrau' ich deiner Hand.
Ich bin ein Mensch, und meine Seele wünschet,
mit dieser Menschheit, ihrer Busenfreundin,
der traurigen Gefährtin ihres Erdenlebens,
zu jenes Himmels Wonne einzugehn.
O führe mich zu jenem Gotte,
der an Gestalt mein Bruder ist.
Selig alle, die auf Erden,
dieser frohen Hoffnung leben;
selig, selig sind die Todten,
die in dieser Hoffnung sterben.
Triumph dem Glauben, der an offner Gruft
des Lebens den letzten Freudenbecher leert.
Triumph der Tugend, die vor ihrem Glücke,
vor der Unsterblichkeit nicht zittert,
und ihren Richter lieben darf.

Mnioch.

Aber auch noch in diesem Leben ist einem rechtschaffenen Greise ein reiner Genuß der Sinnlichkeit von der Natur angewiesen: die frohe Ansicht und Aussicht der Nachkommenschaft. Ein guter Vater lebt noch einmal wieder auf in seinen Kindern und Enkeln; und obwohl diese Freude nicht so rasch und heftig gefühlt wird, als jene der Jugend selbst, so ist sie doch immer reiner und beständiger. Ein braver Mensch und Bürger kann versichert seyn, auch noch lange nach seinem Tode in dem Gedächtnisse

seiner Mitbürger und Enkel, ja selbst in der allgemeinen Geschichte fort zu leben.

Der Bauer oder Landwirth.

> Beatus ille, qui procul negotiis
> Ut prisca gens mortalium
> Paterna rura bobus exercet suis. *)

Nach den Aussagen der Geschichte, besonders der Patriarchen, Römer und Schweizer, ja nach meiner eignen Erfahrung, genießt kein Stand das häusliche Glück mehr, als der Hirten- und Bauernstand. Er ist der erste, natürlichste. Mit ihm beginnt die Geschichte aller Völker und Staaten. Freilich liegt auf ihm die Last der bürgerlichen Gesellschaft; denn er muß allen übrigen Ständen die Nahrung und die Vertheidiger geben; wenn man aber auf der andern Seite seine Beschäftigung und den mäßigen Kreis seiner Bestrebungen betrachtet, so werden ihm diese Beschwerden auch wieder versüßet. Er kennt eine Menge von Bedürfnissen nicht, welche andere Stände durch Neid und selbst im Genusse quälen. Seine Arbeit geht in frischer Luft vor, und erhält ihm Stärke und Gesundheit. Das Wachsthum seiner Früchte nähret beständig seine Hoffnung, und giebt ihm einen reizenden Anblick. Die Entbehrung köstlicher Gastmale und

*) Selig der, welcher von Staatsgeschäften frei nach der Altväter Art selbst seine Felder baut.

üppiger Schauspiele würzet ihm seinen frugalen Tisch und erhebt seine Freude bei seinen ländlichen Festen. Endlich giebt ihm die Religion, welche ihm unter allen Ständen am festesten beiwohnt, beständigen Trost und eine fröhliche Aussicht in die Ewigkeit.

Wenn ich aus meiner eignen Erfahrung reden soll, so habe ich meine harmlosesten Tage auf dem Lande zugebracht. Meine Schwiegereltern hatten zu Kastel, Mainz gegenüber, ein kleines Landgut, wo ich mich mit meiner Frau und ihrer Familie öfters den ganzen Sommer und Herbst hindurch aufhielt, und die Aufsicht davon übernahm. Da gieng ich fast täglich auf das Feld, ordnete den Landbau an, besprach mich mit den Bauern und Wingertsleuten über dessen Verbesserung, und sahe, wie gepflügt, gesäet, geschnitten und geärndet wurde. Diese Beschäftigung gewährte mir das ganze Jahr hindurch immer neues Vergnügen, und erhielt meinem Geiste die Heiterkeit, meinem Körper die Gesundheit. In meinem jetzigen Alter vermisse ich nichts mehr, als dieses wahrhaft patriarchalische Leben.

Unter dem Bauernstande begreife ich nicht sowohl die Bauernknechte und Taglöhner, welche nur für andere arbeiten, und sich daher auch sehr kümmerlich ernähren müssen, auch nicht adeliche oder reiche Gutsbesitzer, welche ihre Ländereien in Pacht geben, sondern solche Familien, die entweder ihre eigne Güter bauen, oder mit einer gehörigen Landwirthschaft andere ge-

pachtet haben. Diese sind die wahren Grundsteine der bürgerlichen Gesellschaft, die Quellen der Gesundheit und des Wohlstandes der Staaten. Da die meisten Landmüller und Förster zugleich Güter besitzen, welche sie bauen, so mögen auch sie hieher gezählt werden.

Sowohl der Bauern- als Handwerksstand erfordert gesunde, starke, verständige, karaktervolle, an Leib und Seele kräftige Menschen; denn ihre Beschäftigung ist Handarbeit, und im Falle eines Krieges, Landwehre. Zur Bildung dieser Fähigkeiten giebt ihnen ihr Stand selbst die beste Gelegenheit. Gesunde, starke Eltern zeugen auch meistentheils wieder gesunde, starke Kinder. Die Mütter stillen ihre Kinder selbst, und wenn die feinen Stände Säugammen nöthig haben, suchen sie solche unter dieser gesunden Klasse von Menschen. Das Bauern- und Handwerker-Kind ist öfter in freie Luft gesetzt und sich selbst überlassen, wo also sein kleiner Körper an Härte oder Geduld gewöhnt wird. Es gewinnt seine Begriffe durch Anschauen der Natur und seiner Umgebungen. Mit diesen Begriffen bildet es seine Sprache und seinen Verstand. Es hilft dem Vater oder der Mutter spielweise auf dem Felde, im Stalle, in der Werkstätte, in der Küche, auf dem Speicher ꝛc. Es lernt frühe den Gebrauch des Viehes und der Werkzeuge kennen. Im Streite mit andern Kindern übt der Bauern- und Handwerksjunge sich in Tapferkeit, Kühnheit und dem kleinen Kriege; die bürgerliche Einrichtung und Ver-

fassung seines Dorfes oder seiner Gemeinde entwickelt in ihm bürgerliche Begriffe und erweckt in ihm durch frühere Anhänglichkeit die Vaterlandsliebe. Die Eltern, der Pfarrer und der Schulmeister unterrichten ihn in der Religion und Moral, und diese, gut vorgetragen, ersetzt bei ihm alle andere Grübeleien über solche erhabene Wahrheiten. In der öffentlichen Schule lernt er lesen, schreiben und rechnen, besonders in seiner Muttersprache. Hierauf führt der Vater den Knaben praktisch zu seinem Gewerbe an, die Mutter das Mädchen zur Haushaltung. Der öffentliche Gottesdienst und die bürgerlichen Gebräuche und Feste erhalten das Ganze mehr in seinem natürlichen Bestande, als alle Bücher, Romane und Polizeiverordnungen.

Sind die jungen Leute zu einem mannbaren Alter herangewachsen, so werden sie von den Eltern im Umgange mit dem andern Geschlechte beobachtet. In guteingerichteten Gemeinden herrscht noch große Zucht und Sittlichkeit in diesem Punkte. Oefters stiften Eltern und Verwandte die Ehen selbst. Da bei diesen Ständen Empfindelei und Schwärmerei in der Liebe schädlich, auch nicht gewöhnlich ist, so findet man unter ihnen auch selten jene Süßeleien, Intriguen, Verführungen und Galanterien, welche unter den feinen Ständen üblich sind. Gerader, offener Sinn, verbunden mit Arbeit, hält unter Bauern- und Handwerksfamilien Haus und Hof zusammen; und je ein-

facher die Erziehung und der Unterricht ist, je mehr taugt er zu ihrem Wesen. Sollte ein Bauern- oder Handwerkerkind künftig einen andern Stand wählen, so wird es auch die dazu passende Erziehung von selbst finden.

Hier sollte ich nun von der Verbesserung der Landwirthschaft und landwirthschaftlichen Werkzeuge reden; allein darüber ist in andern Werken schon so viel und ausführlich geschrieben worden, daß es mir unnöthig scheint, die bereits gesagten Dinge zu wiederholen. Beckers Noth- und Hilfsbüchlein, die Patriarchen-Geschichte und der Landprediger von Wackefield rc. scheinen mir eine zweckmäßige Lektüre für die Landwirthe zu seyn.

Unter den Gutsbesitzern und Bauern giebt es öfters Leute, welche über ihr Gewerbe selbst nachdenken und dem Publikum ihre Bemerkungen mittheilen, wie unter den Alten Xenophon, Fabricius, Cato, Columella, unter den Neuern Kleinjoch, Fellenberg, Neeb rc. Solcher Männer Entdeckungen und Beispiele nützen daher mehr, als Schriften und polizeiliche Verordnungen.

Nebst der Landwirthschaft liegt dem Bauern noch die Landwehre ob, und wir finden in der Geschichte der Patriarchen, Römer und Schweizer öfters Hirten und Bauern an der Spitze der Armeen. In Rom und der Schweiz waren die sogenannten Bauernzünfte und Hirtenkantone in den ersten Zeiten der Republiken

die Helden des Volkes. Es ist also gut, wenn sich der junge Bauer bei Zeiten in Waffen übt. In Staaten, wo der Soldatenzug eingeführt ist, werden sie, auch ohne Patriotismus, durch Offiziere gebildet.

Der Handwerker.

Alles das, was ich bisher über das Glück, den Wohlstand, die Bildung und die Haushaltung des Bauernstandes gesagt habe, gilt auch von dem Handwerksstande. Man müßte eine Encyklopädie schreiben, wenn man für jedes Gewerbe eigne Regeln angeben wollte. Ich verweise daher meine Leser auf jene Werke, die eigens dafür verfaßt wurden. Indessen ist es nicht genug, daß der Handwerker sein Geschäft bei einem tüchtigen Meister gut erlernt habe, und fleißig treibe. Er muß auch darüber nachdenken, und solches zu verbessern suchen. Wir haben diesem Stande die nützlichsten Erfindungen zu verdanken. Nicht nur die Mühlen, die Treibwerke, die Webstühle und die Spinnräder sind durch ihn verbessert worden; auch das Papier, die Buchdruckerei, die Stahlpolitur rc. sind Erfindungen des Handwerksstandes.

In alten Zeiten waren die Handwerker der Städte meistens in Zünfte vertheilt, welche eigne Gebräuche, Gesetze und Vorrechte hatten. Ihre Vorsteher oder Zunftmeister waren die Stellvertreter des Volkes, und konnten auch im Rathe oder als Bürgermeister dem Staate Dienste thun. Die Zunftgenossen waren alle

bewaffnet und in besondere Rotten abgetheilt, welche unter ihren Hauptleuten in das Feld zogen und das Vaterland vertheidigten. Wenn sich einer meiner Leser die Mühe geben und Sismondi's Geschichte der italiänischen, Müller's Geschichte der Schweizer-Republiken und meine Geschichte des Rheins lesen will, so wird er finden, wie nützliche Bürger, kluge Staatsmänner, tapfere Feldherrn und liebliche Dichter oder Meistersänger dieser sonst einfache Stand hervorgebracht hat.

Der Künstler.

Nam ut pictura poësis.

Ich komme nun zu jenem Stande, der mich von Jugend auf so herzlich angezogen hatte, dessen Arbeit selbst Genuß ist, der Himmel und Erde vereinigt und verschönert, welcher, ohne den andern Ständen zu schaden oder auch nur beschwerlich zu fallen, sie vielmehr alle erfreut und belehrt — dem ich mich selbst zuzugesellen wünschte. Ich sollte billigermaßen den Künstlerstand unter die Lehrstände setzen, denn seine Arbeiten streben nach dem Idealen und er belehrt auch die andern Stände. Da aber die Produkte seiner Arbeit einen käuflichen Werth haben, und er eigentlich einen freien Stand in der bürgerlichen Gesellschaft ausmacht, so gilt es ja gleich, unter welche Rubrik ich ihn setze.

Die Griechen haben den Künsten neun Vorsteherinnen, die Musen, gegeben; dieses hatte Bezug auf ihre Erziehungsgesetze, indem sie alles das, was das Gemüth bilden sollte, Musik nannten. Wir, die Künste von Wissenschaften unterscheiden, nehmen nur drei Hauptkünste an, nämlich die bildende-, die Ton- und die Dichtkunst. Sie sind Töchter Einer Mutter, der Phantasie, und Eins, nur in verschiedenen Gestalten. Ich habe in meinem System des Gleichgewichtes und der Gerechtigkeit die Theorie der schönen Künste angegeben; hier will ich von der Praxis reden, und davon nur so viel wiederholen, als dazu nöthig ist.

Ehe ich über die besondere Ausübung dieser drei Hauptkünste meine Gedanken und Erfahrungen mittheile, muß ich zuvor noch einige allgemeine Bemerkungen vorausschicken, welche sie alle betreffen. Es ist ein gemeines, aber wahres Sprichwort: der Künstler wird geboren. Ein Mensch, welcher kein Genie von Mutterleib mitbringt, wird nie ein vortrefflicher Künstler werden, und wenn er auch allen Fleiß auf seine Kunst verwendet. Die Hauptursache, warum wir so viele Stümper in der Kunst haben, ist die Vorliebe der Väter gegen ihre Kinder. Viele gute Künstler glauben nämlich, sie könnten den Geist auch ihren Söhnen anbilden, wodurch sie sich berühmt gemacht haben. Selten aber geschieht, was sie wünschen, und darum finden wir so viele Pfuscher in diesem Stande. Zu dem kömmt noch, daß manch lieber-

liches Subjekt, das durch andere ehrliche Gewerbe sein Brod nicht gewinnen will, sich fähig zur Kunst glaubt. Dieses ist besonders bei der Schauspielkunst üblich. Relegirte Studenten, verdorbene Krämer, abgedankte Kammerdiener und liederliche Mädchen wollen auf der Schaubühne das Glück finden, das sie sich anderswo verscherzt haben. Daher sehen wir auch oft die im Schauspiele vorkommende Helden in polternde Dragoner, die Väter in Kanzelprediger und die naiven Mädchen in gemeine Dirnen verwandelt. Dieser Mißbrauch der Kunst wird noch dadurch unterhalten, daß man gemeiniglich glaubt, der Künstler müßte von Natur aus liederlich seyn. Es ist zwar wahr, daß das Genie, eben weil es, wie Schiller in seiner Theilung der Erde so richtig dichtet, in den Regionen des Himmels schwebt, selten auf Erwerb und eine gute Hauswirthschaft denkt; allein dies berechtigt nicht zu Ausschweifungen. Die Geschichte nennt viele große Künstler, welche entweder liederlich geworden, oder im Elende gestorben sind. Es ist daher gut, wenn sich Fürsten und reiche Leute ihrer annehmen, und durch Pensionen unterhalten. Der Künstler muß entweder durch eine solche Unterstützung ausser aller Brodnoth gebracht werden, wie Michel Angelo, Raphael, Rubens, oder ohne alle Sorgen in den Tag hinein leben, wie Brauer und Franz Schütz. Ich habe daher unter dem Titel: Michel Angelo und Brauer zwei kleine drama=

tische Stücke für das Musäum in Frankfurt geschrieben, worin dieses Leben und Treiben der Künstler aus ihrer eignen Geschichte geschildert ist *).

Der bildende Künstler.

Da ich, wie gesagt, bereits in dem ersten Theile meines Systems des Gleichgewichts und der Gerechtigkeit die Theorie der schönen Künste aufgestellt habe, so sollte hier eigentlich nur von der Praxis die Rede seyn. Indessen werde ich aber doch so viel von dieser Schrift hier einfließen lassen, als ich zur Ausübung für nöthig erachte. Unter die bildenden Künstler zähle ich die Maler, die Baumeister, die Kunstgärtner, die Bildhauer, die Steinschneider und die Kupferstecher. Die Mittel, wodurch sie wirken, sind Umrisse und Farben. Obwohl sie aber nur sichtbare Gegenstände darstellen können, so weiß doch ihr Genie den Geist daraus hervorsprechen zu lassen.

Drei Dinge sind einem bildenden Künstler zur Verfertigung eines großen Werkes unbedingt nothwendig: poetisches Genie, um eine schöne, edle Komposition zu erfinden, Modelle aus der schönen Natur, um sich darnach zu richten, und Fertigkeit des Auges und der Hand, um sie zu vollführen. Das erstere kann weder erlernt, noch ge-

---

*) Siehe die Sammlung einiger in dem Frankfurter Musäum vorgetragener Arbeiten. Erster Theil. Frankfurt am Main, bei Eichenberg.

lehrt werden; es kömmt unmittelbar von Gott. Wenn du also diese göttliche Begeisterung nicht in dir fühlst, dann lasse ab von aller Kunst. Du wirst wohl durch Fleiß oder Nachahmung schöne Formen, aber nie ein Werk von Geist hervorbringen. Mir ist daher eine obwohl karikaturartige Skizze von Rembrand lieber, als alle die geleckten, ängstlichen, nachgebildeten Kompositionen und Pinseleien, welche jetzt so häufig von den Staffeleien neuerer Künstler hervorgehen. Da also selbst ein Phidias oder Raphael einem jungen Künstler kein Genie geben können, wenn er es nicht von Gott hat, so werde ich auch nur von den zwei übrigen Erfordernissen eines Künstlers reden.

Der bildende Künstler hat es weder, wie der Dichter, mit Worten, noch, wie der Tonkünstler, mit Tönen zu thun. Die Gegenstände seiner Kunst müssen durch Umrisse und Farben dargestellt werden. Er muß also seine Ideale und Modelle aus der sichtbar schönen Natur nehmen; und darüber will ich aus eigener Erfahrung reden. Ehe ich die großen Werke der Griechen, oder der Italiäner, oder der Niederländer, welche jetzt in Paris beisammen stehen, gesehen hatte, fühlte ich in mir eine Sehnsucht darnach, welche unbeschreiblich ist, und meine Phantasie war mit einer Erwartung gespannt, die beinahe jener gleich kömmt, welche man sich bei dem Eingang in den Himmel oder in die elisäischen Felder denkt. Diese Erwartung wurde auch zur Genüge befriedigt, als

ich die Bildsäule des Laokoon, des Apollo, der Musen, oder die verschiedenen Malerschulen durchlief. Welche schöne, herrliche, vortreffliche, heilige, himmlische, göttliche Gestalten! Das sind wirkliche Götter, wirkliche Helden, wirkliche Heilige und ätherische Naturen. Ich mußte die Meister bewundern, welche solche Gestalten hervorbringen konnten. Indessen fiel mir dabei ein, daß diese Meister alle die Herrlichkeiten, welche mein Auge und Herz entzückten, doch irgendwo aus der Natur müssen geschöpft haben, und dieser Gedanke gab mir denn auch Aufschluß über das Wort von Corregio: ed anch' io son pittore. Da erinnerte ich mich denn, wie viel schöne Männer, Weiber, Kinder, oder wenigstens schöne Theile ich schon in der lebendigen Welt gesehen hatte, welche diesen Göttergestalten gleich kamen. Ich erinnerte mich, wie manche schöne Mutter, mit ihrem Kinde auf dem Schoße, mir als eine Raphaelische Madonna erschienen war; wie viele Heldengruppen mir schon vortreffliche Schauspieler dargestellt hatten. Wo fehlt es also, dachte ich, daß wir keine solche Bilder mehr, oder nur selten hervorgebracht sehen? Doch gewiß nicht an der lebendig-schönen Natur? Diese ist noch eben so reich und blühend, wie zu den Zeiten des Praxiteles und Raphael. Der Fehler muß also an den Künstlern liegen, welche sie nicht zu suchen verstehen, oder sich nur an leblose Formen halten, unfähig, denselben Leben einzuhauchen. Ohne also durch das An=

schauen so großer und berühmter Meisterstücke niedergeschlagen zu werden, gieng ich wieder zur lebendigen Natur zurück, sahe, studierte, bemerkte, versuchte, stellte, gruppirte, drappirte u. s. w., und siehe da, lebendige, athmende, blühende und mit ächtem Lebensblut kolorirte Phidias- und Raphaelsbilder stunden vor mir. O hätte ich in einem solchen Augenblicke mein Palet oder vielmehr die mir fehlende malerische Fertigkeit gehabt, ich wollte einen jeden jungen Künstler durch ein wirkliches Bild von dem überzeugen, was ich so eben sagte! Ich kann einem jungen Künstler daher nicht genug anrathen, sein Auge beständig an schöne Natur zu gewöhnen, und das, was an einem Gegenstande zuweilen fehlt, durch Kenntniß und Studium der wahren Schönheit zu ersetzen; denn selbst diese Kenntniß wird nur durch eine anhaltende Betrachtung und Uibung des Auges erlangt. Wer sich mit schönen Formen bekannt gemacht hat, dem ist gleich die geringste Unförmlichkeit, die kleinste Steifheit anstößig; dagegen weiß er auch dem lebendigen Gegenstande gleich nachzuhelfen, wenn er ohngefähr an einem Theile oder Umrisse mangelhaft wäre. Hier ist aber nur von der äussern Form die Rede. Den Geist des Ausdrucks, die Stellung muß der Künstler geben, sonst hat er selbst keine. Daher werden auch die ersten Skizzen großer Künstler von allen Kennern so hoch gehalten. Die Skizze ist die Seele eines Kunstwerks; die Ausführung aber nur der schöne

Körper, in dem sich die Seele ausspricht. Wie also die Seele ohne den Körper nicht durch das Auge erfaßt werden kann, so bleibt der Körper ohne die Seele und den Geist ein lebloser Formenklumpen. Das Genie des Mahlers verkündet sich daher in den Skizzen, und der Geschmack desselben in der Ausführung. Jenes giebt Gott, diesen die Betrachtung der schönen Natur.

Wir wollen nun das Gesagte praktisch anwenden. Ich will hier kürzlich angeben, wie ich selbst zu Werke gehe, oder vielmehr gehen würde, wenn ich ein edles oder schönes Kunstwerk vollenden wollte. Vorausgesetzt also, daß mir der liebe Gott Künstlergenie mitgetheilt, und ich durch meinen Fleiß und mein Studium alle die Fähigkeiten erlernt hätte, welche zu einem vollkommnen Künstler erfordert werden, so würde ich mir entweder einen wirklichen Gegenstand aus der Geschichte, oder einen idealen aus der Götter= und Religionslehre auswählen, und vor allem eine Skizze davon machen. Ich sagte vorhin, daß die meisten Skizzen mehr Geist enthalten, als die ausgeführten Bilder, weil hier das erste lebendige Gefühl noch nicht durch die Mühe und Aengstlichkeit gedrückt wird, wie in der vollständigen Ausführung, und ich auch da noch wählen und verbessern kann. Indessen bleibt eine Skizze doch immer ein unvollständiges=, folglich kein Meisterwerk. Nur durch die Ausführung und Vollendung wird ihm das Gepräge der Vollkommenheit auf=

gedrückt. Der Künstler muß daher eben so groß in Genie, als in Fertigkeit seyn.

Wenn ich nun mit meiner Skizze zufrieden wäre, und den ausgesuchten Gegenstand darin ausgedrückt fände, alsdann würde ich zu dessen Ausführung die schöne Natur zu Rathe ziehen. Ich würde mir in der Wirklichkeit die Modelle aussuchen, welche mir dazu dienten. Diese sind nun bei bekleideten Figuren leichter zu haben, als bei nackten; denn schöne, geistreiche Gesichter, schöne Hände, Füße, Arme ꝛc., und gekleidete Körper sieht man in allen Städten und Straßen; desto schwerer ist es aber, nackte Schönheit zu finden. Darum hat man an allen Orten, wo große Künstler gebildet werden sollen, Akademien errichtet, und Modelle aufgestellt, worin sich die Lehrlinge üben können.

Nachdem ich also zu der in der Skizze ausgedrückten Handlung auch die Modelle gefunden hätte, würde ich dieselbe zusammenstellen, und, wo sie bekleidet seyn müssen, mit schönen breiten Falten drappiren. Die besten Modelle, um den Geist auszudrücken, sind Schauspieler; daher leistet auch die Madame Hendel so viel *). Diese Künstler müssen, ihrer Pflicht gemäß, schon die Mimik studiert haben, folglich hat man ihnen nicht erst lange vorzupredigen, was für eine Stellung sie nehmen, und was in ihren Gesichtern für ein Gefühl ausgedrückt werden soll. Hier habe ich

*) Siehe meine Vorrede zu ihren mimischen Vorstellungen.

also die Grundlage zu einem großen Werke angegeben: genialische Skizze und schöne Modelle. Wir kommen nun zur künstlerischen Fertigkeit. Beide ersten sind Geschenke der Gottheit und Natur, das letztere allein eine Gabe der Kunst. Es dünke sich nur kein junger Mensch ein wahrer Künstler zu seyn, wenn er Letzteres nicht besitzt. Mag er auch noch so viel Genie haben und geistvolle Skizzen entwerfen können, so werden seine Werke immer noch Fetzen und Schmierereien bleiben, wenn er nicht die Fertigkeit erlernt hat, dieselbe rein und tadellos darstellen zu können. Caravagio und Rembrand waren gewiß mahlerische Genien, aber nie wird man ihre Bilder vollendete Kunstwerke nennen; selbst die großen Vorstellungen des Shakespear'schen Rubens werden, trotz ihrer Wahrheit und dem lebendigen Kolorit, neben den Götterbildern eines Praxiteles oder Raphael nicht aushalten können. Das ist es auch eben, woran es mir so sehr fehlt. Da bei mir die Kunstübung nur ein Nebengeschäft und Zeitvertreib war, so konnte ich es nie weit mit meiner Fertigkeit bringen. Ich entwerfe eine Skizze in Zeit von einigen Minuten auf das Papier; ich weiß die Modelle wohl zu suchen und zusammenzustellen, und kenne gewiß auch alles, was schön und wahr ist, allein wenn es nun zur Ausführung und Vollendung gehen soll, fehlt mir's in allen Ecken. Da werde ich am Ende verdrüßlich und ungeduldig, und so bleibt denn mein mit so vielem Feuer und Muthe

angefangenes Bild weiter nichts, als eine ausgeführte Skizze. Ich kann daher einem jungen Künstler nicht genug rathen, sich zu üben, und sowohl Zeichnung als Kolorit fleißig zu studieren, damit es ihm in der Ausführung nicht fehle. Warum sagt man von den Bildern großer Meister: sie seyen keck gemahlt? Darum, weil sie ihrer Umrisse und Farbenmischung sicher waren, und daher nichts Steifes, Aengstliches, Geleckte herrvorblicken ließen. Als Muster hierin kann ich unter den neuern Künstlern keine bessern angeben, als für die Zeichnung den Michel Angelo und für das Kolorit den Rubens. Raphael hat sich durch den erstern, van Dyk durch den letztern gebildet. Für das erste also ist es nothwendig, daß man die Formen und Anatomie studiere, wodurch das Auge und die Hand an Proportion, an Kenntniß der Muskeln, und an das Wellenförmige der Umrisse gewöhnt wird. Man muß die gehörigen Abtheilungen, Längen und Breiten, wie das Einmal Eins in der Rechenkunst, kennen. Das Auge muß alles Widrige scheuen, die Hand an einen festen, kräftig geschwungenen Umriß gewöhnt werden. Man muß die gehörigen Aus- und Einbiegungen so in seiner Gewalt haben, daß man dabei keine Aengstlichkeit mehr fühlt. Kurz, man muß ein richtiger Zeichner werden.

Bei dem Kolorit ist es derselbe Fall. Man muß Herr seiner Farben oder seines Palets seyn. Man muß alle Vermischung und Aufpinselung vermeiden, die das Leben der Farben tödtet. Bei der Inkarnation

sind besonders die Halbschatten und Wiederscheine wohl zu studieren. Da haben sich die großen Meister hauptsächlich mit der Unterlage von blau, grau und violet geholfen, wie man dies in den Bildern des Titian, Rubens und van Dyk sehen kann. Im Helldunkel haben sie auf die Grundfarben öfters nur lazirt. Hauptsächlich aber muß man für das Kolorit die Natur zu Rathe ziehen. Diese giebt auf einer kleinen Oberfläche oft das schönste Farbenspiel. Betrachte man nur eine schöne Landschaft von der heitern Morgensonne beleuchtet, oder im Golddufte der Abendröthe, oder stelle sich in ein gehörig beleuchtetes Zimmer einen lebendigen Gegenstand und lasse ihn einige Bewegungen und Stellungen machen, und man wird entzückt werden von der Fülle und dem magischen Farbenspiel, welches die Natur zum Studium darbietet. Freilich ist man anfänglich im Kolorit immer noch ängstlich; man fürchtet, dem Gegenstande zu viel oder zu wenig zu geben. Diese Aengstlichkeit vergeht aber durch die öfteren Versuche und Uibungen. Hat doch der kühne Kolorist Rubens manchmal den baaren, ungemischten Zinnober als Wiederschein aufgesetzt, und mit herrlicher Wirkung. Man wird ja schon bei der Anlegung der Farben merken, ob sie der Natur gleich kommen, oder nicht. Man hüte sich jedoch, bei den nackten Theilen im Lichte nicht zu viel Weiß, und im Schatten nicht zu viel Braun anzubringen. Das mit etwas Gelb und Roth vermischte Weiß muß nur auf den

hellsten Lichttheilen, so wie das unvermischte Braun nur bei den dunkelsten Schattentheilen, oder den sogenannten Schlagschatten, angebracht werden, aber auch da noch mit Mäßigung und Uiberlegung. Die Mitteltinten sind die schwersten Aufgaben für einen Koloristen. Da muß Blau, Violet, Roth, Gelb, Weiß rc. so in einander greifen, daß man die Verbindungen fast nicht merkt. Es ist nicht möglich, darüber ausführliche Regeln zu geben. Uibung und Studium thun hier alles.

Zum Schlusse will ich hier noch eine Stelle aus einem andern meiner Werke anführen, worin von dem malerischen Ausdrucke die Rede ist, und einige Muster beisetzen: Die Darstellung der erhabensten sichtbaren Schönheit führte uns unvermerkt in das Heiligthum der unsichtbaren. Wir kamen zum Ausdruck der Seele und des Geistes durch die bildende Kunst. Daß man körperliche, sichtbare Schönheit in Steinen, Farben und Umrissen nachahme, wird uns eben nicht so seltsam vorkommen; daß man aber Gefühle, Empfindungen, Leidenschaften, Gedanken, ja die Vernunft und Gottheit selbst, in Steinen und Farben vorzustellen wagte, dies ist jederzeit als ein Wunder angesehen worden. Die Natur hat ihren Lieblingen die Regeln der höhern Aesthetik in das Herz gelegt, und wir werden sehen, daß sie ein so wundervolles Werk hinausgeführt haben. Wir können uns die Möglichkeit davon nur aus dem Innern des Geistes erklären.

Eine jede Handlung oder Bewegung der Seele wirft auch eine entsprechende Bewegung auf den Körper. So hat ein lebhafter Mensch eine ganz andere Stellung als ein ruhiger, ein zorniger eine andere als ein sanfter, ein Sieger eine andere als ein Besiegter, ein Herr eine andere als ein Knecht. Eine geistige Bewegung geht schon durch den ganzen Körper, und kann also äusserlich vorgestellt werden. Der Hauptspiegel der Seele ist aber das Gesicht und Auge. In denselben bilden sich die Gefühle und Gedanken ab. Wir wollen nun nach Maaßgabe der innern Bewegungen die äussern angeben, und mit Beispielen belegen.

Bei frohen, heitern Empfindungen ist der Körper in einer sanften Stellung. Die Stirne entrunzelt sich, der Kopf wird gehoben, die Muskeln rund, der Mund dehnt sich zum Lächeln, die Wangen erhalten in der Mitte ein Grübchen, der obere Theil derselben und die untere Augenwimper hebt sich, das Auge ist heiter oder zieht sich sanft zusammen. Die Gesichtsfarbe spielt mit dem Roth der Rosen. Bei Seelenruhe, Unschuld und stiller Heiterkeit ist alles gleich, glatt und in seinem natürlichen, ungezwungenen Zustande. Bei Ernst, Seelengröße, Majestät und Edelmuth wird alles gespannter, doch ohne eine große Verrückung der Muskeln und Züge zu verrathen. Soll Heiterkeit beglückte Liebe ausdrücken, so wird das Auge schmelzender, der Mund zieht sich zur Sehnsucht mehr

zusammen, die Gesichtsfarbe glüht. Soll der Ernst zugleich Nachdenken ausdrücken, so hebt sich die Stirne, die Nase wird spizer und gedehnter, der Mund aufgeworfener und gepreßter, das Auge starr und offen, aber voll Geist und Spannung. Will man zu diesen Darstellungen Muster haben, so empfehle ich für den Ausdruck von Heiterkeit, Seelenruhe, Unschuld u. s. w. die Madonnenköpfe von Raphael, die Cäcilia von eben dem Meister, den Kopf der Maria in den vier Kirchenlehrern des Guido Reni, den Kopf der heiligen Agnes von Dominichino, und einige Köpfe von Corregio. Für den Ausdruck von Ernst, Majestät und Nachdenken, die Köpfe aus der Schule von Athen und dem Paulus vor dem Areopag von Raphael; der Moseskopf von Michael Angelo. Dazu kann man die Köpfe der Antiken von der mediceischen Venus, der Leucothea, der Musen, des Antinous und andere setzen.

Bei Schmerz, Leiden und tiefem Kummer fällt der Körper zusammen, der Kopf hängt sich zur Seite, die Stirne wird in den Augenbraunen zusammen gezogen, die Nase gedehnt, oder der obere Augendeckel senkt sich, die Wange zieht sich herab, der Mund wird gepreßt. Ist der Schmerz tief, so wird das Auge starr, die Nase und Wange ganz gedehnt, der Mund ganz gepreßt. Ist der Schmerz heftig, so runzelt sich die Stirne, das Auge blickt gen Himmel, der Mund öffnet sich in verzerrter Richtung, der Kopf hebt sich

zur Seite. Bei Andacht und Schwermuth werden die Züge gedrängt und sanfter gehalten. Im Tode brechen alle Züge. Die Farbe dieser Gemüthsausdrücke ist bleich bis ins Bläuliche. Für diese Darstellung findet man Muster an Laokoon, an den leidenden Christus- und Lukretiaköpfen von Guido Reni, an dem Kopfe der Niobe, an den Köpfen der Petronille von Gurechino, und dem Kopfe der Mutter bei dem Kindermord von Guido Reni, und an vielen Madonnenköpfen von van Dyk und Le Brun.

Bei heftigen Gefühlen und Leidenschaften hebt sich der Kopf und die Brust, der Körper biegt sich zu oder von dem Gegenstande des Affekts, je nachdem er dem Leidenden lieb oder verhaßt ist. Die Arme und Beine strecken sich, die Stirne wird heftig zusammen gezogen, manchmal mehr in die Höhe, manchmal mehr an die Nase. Das Auge steht starr und funkelt, die Nase streckt sich hervor, die Nasenlöcher thun sich auf; die Wangen sind gezogen und an der Nase gefaltet; der Mund wird gepreßt, die Lippen aufgeworfen, die Muskeln und Adern schwellen. Ist Verachtung dabei, so zieht sich ein Theil des Mundes und der Wange herab. Ist Schrecken und schnelles Staunen im Ausdrucke, so öffnet sich der Mund. Die Farbe ist bei Zorn, Rache u. s. w. hochroth und lebhaft; bei Schrekken blaß und braun im Schatten. Muster dazu geben die Schlachten von Raphael, Le Brun und Rubens, der Brand von Raphael, das jüngste Gericht von

Michel Angelo und Rubens, der Sanherib von eben diesem Meister.

Nun giebt es noch besondere Gegenstände, welche, frei von aller Leidenschaft und Schwäche, nur heilige, göttliche Dinge vorstellen sollen. Hier muß der Künstler sich über die Menschheit erheben, und das Modell dazu in seinem unsterblichen Geiste suchen. Ernst und Anmuth, Ruhe und Leben, Nachdenken und Güte, Hoheit und Herablassung, Gottheit und Menschheit zu verschwistern, ist nur dem Genie eines (Phidias, Praxiteles, Angelo und Raphael erlaubt worden.) Sie haben das höchste Geheimniß enthüllt; unter ihren Händen ist das Wort Fleisch geworden. Um davon Muster zu finden, betrachte den Apoll von Belvedere, den Jupiterskopf, die Verklärung Christi von Raphael, und den Gott Vater von Michel Angelo *).

Hier sollte ich nun noch aus der Geschichte oder Mythologie die Gegenstände angeben, welche ich zu einer malerischen Darstellung vorzüglich angemessen hielte. Da ist nun freilich sowohl die biblische als römisch-griechische Geschichte von großen Meistern so ziemlich durchgearbeitet. Die größten Meister alter und neuer Zeiten haben sich daran, wie die Schauspieldichter, erschöpft. Sowohl der heidnische als christliche Himmel mit allen seinen Göttern, Heiligen und Heroen

*) Siehe mein System des Gleichgewichts und der Gerechtigkeit, I. Theil.

ist bereits schon dargestellt. Auch die vorzüglichsten Auftritte der jüdischen, der griechischen und römischen Geschichte haben wir in schönen großen Bildern. Selbst die neuere Geschichte fand ihre Meister: sogar die Tagsbegebenheiten werden sogleich von einem Pinsel aufgefaßt und dargestellt. Indessen wird es doch nicht an Stoff fehlen. Ich habe aus der Bildergalerie des Rheins bereits schon sechszehn Stücke selbst bearbeitet, welche von jedem Kenner des Schönen als würdiger Stoff der bildenden Kunst anerkannt wurden. Eginhard und Emma, der Traum der Hildegard, die sieben Jungfrauen, die Brüder, Anna von Kazenellnbogen, Roland, Frauenlob, der Wolfsbrunnen bei Heidelberg, der Schwanenthurm u. s. w. *) sind gewiß eben so poetische als malerische Gegenstände, und ich kann sicher seyn, daß vor mir noch kein Künstler dieselben behandelt hat. Wenn ich nun dergleichen über vierzig bloß in der rheinischen Geschichte und Mythologie fand, welch eine Menge bietet die Geschichte der übrigen Völker dar!

Aber auch selbst aus der biblischen und griechischen Mythologie sind noch manche und zwar die schönsten zur Behandlung übrig geblieben. Ich meine das Paradies und das Urtheil des Paris. Ersteres haben zwar schon viele und selbst große Meister, z. B.

*) Sie werden nächstens in Steindruck erscheinen.

Raphael, Michel Angelo, Rubens, die Carrachi rc. bearbeitet, aber ohne den gehörigen Moment ergriffen zu haben. Sie wählten entweder die Geschichte der Verführung, oder der Schöpfung, oder der Verbannung. Und Rubens stellt in seinem Urtheile des Paris mehr drei Bauerndirnen, die vor einem lüsternen Purschen stehen, um sich begucken zu lassen, als Göttinnen vor, welche ihr Urtheil von einem Kenner des Schönen erwarten. Ich will daher meine Gedanken über diese Gegenstände mittheilen.

In der Vorstellung des Paradieses liegt Alles, was Gott und die Natur nur Schönes auf der Erde hervorbringen: eine schöne Landschaft, schöne Thiere, schöne Menschen beiderlei Geschlechts, und diese in der Blüthe des Lebens und der Einfalt der Natur. Ich würde den Moment wählen, wo Adam erwacht und die Eva zum erstenmal von Gottes Hand vollendet vor sich stehen sieht. Er sitzt auf einem mit Moos und dunklem Gebüsche überdeckten Felsenstücke, aus dem ein reiner Quell hervorsprudelt. Seine Stellung kann einfach, edel, von Entzücken und Erstaunen etwas zurückgebogen, gehalten werden. Er drückt beide Gefühle im Auge, im Gesichte und einem der Arme aus. Die Eva, ebenfalls von dem dunkeln Gebüsche erhoben, steht vor ihm in jener Schönheitsfülle, jener Lieblichkeit, Einfalt und Unschuld, welche ein reines weibliches Gemüth verkündet. Sie erwartet mit etwas gehängtem Kopfe und mildem Blicke

Adams erste Aeusserungen. Daß Adam so schön wie Antinous, und Eva durch ihre Unschuld und Frommheit noch anziehender als die mediceische Venus dargestellt werden müssen, versteht sich von selbst. Ihre Stellung ist einfach, etwas in sich gekehrt. Auf einem ihrer Beine ruhet sie, das andere ist sanft gebogen. Die Bewegungen ihrer Arme und schönen Hände drücken Ergebung und Gefälligkeit aus. Eine ihrer Hände kann auch, um das erste Gefühl der Liebe auszudrücken, auf der linken Brust liegen. Der ganze Körper darf keine Spur von Verdorbenheit verrathen. Ganz rein, voll, schön und jungfräulich muß er dargestellt werden. Neben und um beide Meisterstücke der Schöpfung liegen oder spielen schöne Thiere. Den dunkeln, schattigen Vordergrund der Landschaft können Blumen erheben. Den Mittelgrund füllen Wäldchen und Haine mit mannigfaltigen Baumgruppen in einem Ultramarin-blauen oder purpurnen Dufte. Zwischen ihnen schlängelt sich als reiner Spiegel einer der paradiesischen Flüsse hin. Der Hintergrund erhebt und verliert sich in einem fernen blauen Gebirge. Der Himmel ist rein und heiter. Nur einige leichte Wolken fliehen an ihm hin, von den goldnen Strahlen der Sonne beleuchtet, welche hinter dem dunklen Gebüsche des Vorgrundes hervorblizt. Ob das Bild des göttlichen Schöpfers von schönen Engeln getragen, oder durch einen Strahl ausgedrückt oben erscheinen soll, kömmt auf die Höhe des Bildes an. Sowohl Bäume

als Felder sind von Thieren belebt. So ungefähr würde ich ein Paradies anordnen. Wir kommen nun zum Urtheil des Paris.

Drei der ersten Göttinnen, und folglich die geistreichsten und schönsten, vor dem Richterstuhle eines feinen Kenners der Schönheit, ist schon an sich eines der schönsten Bilder. Den Moment, wo Paris überlegt und sein Urtheil zum Vortheile der Venus ausspricht, haben die meisten Künstler richtig erfaßt, aber selten gut ausgeführt. Wir setzen also auch, wie sie, diesen glücklichen Hirtenkönig mit seinem Hunde und seinem Stabe in edler Stellung auf ein Felsenstück, das von hohen Bäumen oder dunkeln Gebüsche beschattet ist. Da es bei diesem Bilde nicht sowohl auf die Schönheit der Landschaft, als des menschlichen Körpers ankömmt, so muß jene diesem untergeordnet bleiben. Es muß, um die Göttergestalten zu erheben, eine durchaus waldige, schattige Gegend seyn.

Paris hält in seiner linken Hand den Hirtenstab, doch so, daß er mehr zwischen dem Arme liegt, als gefaßt ist; in seiner rechten den goldnen Apfel. Sein Kopf ist gesenkt, aber sein Auge blickt forschend und fast entzückt nach der Venus. Der leichte Götterbote Merkur schwebt hinter ihm als Zuschauer, und scheint schon, das künftige Urtheil vorhersehend, schlau zu lächeln. Daß die Körper der drei Göttinnen in fast gleicher Schönheit dargestellt seyn müssen, versteht sich von selbst, aber nicht in gleichem Liebreize.

Die Juno würde ich in edler Majestät auf die rechte Seite der Venus und mit fast gegen den Zuschauer gewendetem Körper stellen. Ihr Kopf ist erhaben. Ihr großes Auge scheint drohend gegen den Paris zu blicken. Ihr Gesicht verräth versteckten Stolz und Unmuth, daß sie sich, der Göttinnen erste, von diesem Hirtenknaben soll beurtheilen lassen. Der eine ihrer schönen Arme hängt in regender Lage an der weichen Hüfte herab, dem andern giebt sie eine kokette Bewegung. Sie hat ihre goldnen Armbänder nicht abgelegt. Mit dem rechten Beine scheint sie fest und fast gebietend vorzutreten; das andere wird edel und etwas gebogen nachgezogen.

Die Minerva würde ich der Venus zur linken Seite und ganz in den Vorgrund stellen. Sie macht eine Rückenstellung, wodurch die gegen Paris gerichtete Hüfte einen besondern Reiz durch die schön herabwallende Wölbung erhält. Der ganze Rücken ist mit seinen sanften Einbiegungen oder Erhöhungen nach dieser Hüfte gezogen. Das rechte Bein schmiegt sich schamhaft und gebogen an das linke, worauf sie ruht. An der Haltung ihrer Arme sieht man, daß die geschämige, kriegerische Jungfrau selbst ihre Schönheiten decken möchte. Ihr Gesicht ist etwas ernsthaft gegen den Richter gekehrt, und ein rein-griechisches Profil.

Sie kömmt die Lust der Welt, des Himmels höchste Zier,
Und unsichtbar die Grazien mit ihr *).

*) Wielands komische Erzählungen.

Die Venus würde die Mitte der Göttergruppe ausfüllen in aller der Schönheit, mit allem dem Liebreiz, wie wir sie von Praxiteles dargestellt finden. Die Körperstellung könnte wohl so gehalten seyn, wie jene der mediceischen, nur nicht so hervorgebogen, sondern in noch zurückhaltender Ungewißheit; übrigens auf einem Beine ruhend, das andere sanft biegend. Die rechte Hand und den rechten Arm müßte man vorragend sehen, als schon zur Erhaltung des Apfels bereit. Der linke müßte entweder reizend am schönen Leibe herabhangen, oder aufgereckt Erwartung ausdrücken; doch keine der Hände darf Schönheit verdecken. Ihr Kopf ist sanft gegen den Paris geneigt. Ihr Auge, ihr Mund und alle Züge ihres Gesichtes sprechen Liebreiz und Gefälligkeit aus. Man hüte sich aber nur, diese Göttinnen abgesondert und wie in Reihen und Gliedern geordnet neben einander zu stellen. Die Göttergruppe muß durchaus wieder ein schönes Ganzes bilden, nur verschieden in den einzelnen Bewegungen und Farbenspielen. Das Hauptlicht muß auf dem schönen weißen Leibe der Venus liegen. Die Körper der Juno und Minerva können durch die Schlagschatten der Bäume mehr oder weniger im Halbdunkel gehalten werden. Die Kleidung und der Schmuck der Göttinnen liegen umher. Amor kann in der Mitte des Bildes, mit dem Gürtel der Venus spielend, die Gruppe der Göttinnen mit jener des Merkurs und Paris verbinden. Das Kolorit der Landschaft muß fast durchgängig dunkel gehalten seyn.

Zu diesem schönen Bilde der griechischen Mythologie will ich noch ein anderes als Gegenstück stellen, das ebenfalls schon oft, aber mir nie zur Genüge, bearbeitet wurde: den Herkules am Scheideweg. Die Darstellung, welche der große Carrachi davon gab, gefällt mir gar nicht. Da steht der wackre Held zwischen der Tugend und der Wollust, wie der Esel zwischen zwei Heubündeln, und weiß nicht, wo er anpacken soll. Auch ist das Ganze so auseinander geworfen, daß man ohne Kenntniß der Mythologie gar keinen Zusammenhang darin finden kann; und doch ist dieser Gegenstand eben so edel als schön. Ich habe ihn in einer Skizze ohngefähr folgendermaßen angeordnet.

Der junge kräftige Held steht mit seiner Keule, und mit seiner Löwenhaut umgürtet, in der Mitte der Gruppe. Er scheint, von den sinnlichen Reizen der Wollust schon angezogen, einen Schritt gegen sie gethan zu haben. Deswegen ist der untere Theil seines nervigen Körpers und sein linkes Bein vorschreitend gegen sie gerichtet; indessen der Kopf, sein Blick und die Brust sich gegen die Tugend zurückwenden. Sein rechtes Bein wird dadurch gebogen, und erhält durch die Bewegung des Oberleibes die Stellung der Unbestimmtheit. Sein Gesicht drückt männliche oder heldische Uiberlegung mit etwas Freundlichkeit aus.

Die Wollust muß in allem sinnlichen Reize erscheinen, so daß jeder, welcher das Bild oberflächlich betrachtet, ihr, wie Herkules, den Vorzug geben würde.

Ihres Sieges fast schon gewiß, hat sie den Helden mit einer Hand erfaßt, und macht in Körper und Beinen eine vorschreitende Bewegung, als wollte sie ihn fortziehen. Da sie indessen seine Verlegenheit und seinen Rückblick nach der Tugend bemerkt, blickt auch sie mit vorgehängtem Kopfe und buhlerischem Gesicht nach ihm zurück, und schwingt, um ihn zu betäuben, ihren andern Arm mit einer Klappertrommel reizend über sein Haupt.

Die Tugend steht auf rechter Seite in edler Einfalt und im griechischen Kostüme. Ihre schöne Gestalt leuchtet, wie die Sonne hinter einem Nebelflor, aus den breiten großen Falten des langen Gewandes. Sie hat die einfache Stellung einer Priesterin oder der Raphaelischen Cäcilia. Mit der einen Hand berührt sie den Arm des Herkules, welcher mit der Keule bewaffnet und durch seine oben angegebene Stellung gegen sie gebogen ist; mit der andern zeigt sie ihm den im Hintergrunde hervorschimmernden Tempel des Ruhms. Ihr Kopf ist sanft gegen den Helden gebogen. Ihr Gesicht muß eines von jenen seyn, welche nicht gleich anziehen; aber je länger man sie betrachtet, je mehr Theilnahme und Liebe einflößen. Die antike Muse der Klio, oder die Leukothea, oder Raphaels Cäcilia, oder die Inubaca der Angelika Kaufmann haben dergleichen; und ich selbst habe deren schon öfters in meinem Leben angetroffen. Kurz, das Bild muß so geordnet und vollendet seyn, daß bei einem jeden, der

es betrachtet, ohngefähr das nämliche vorgehen muß, was bei dem Herkules selbst vorgeht. Er muß anfänglich von den Reizen der Wollust hingerissen, aber bei näherer Untersuchung immer mehr zu der Lieblichkeit der Tugend hingezogen werden.

Zum Beschlusse dieses Kapitels will ich aus der Geschichte und den Werken berühmter Künstler den Stufengang ihrer Bestrebungen anführen, damit ein junges Künstlergenie ein sprechendes Vorbild seiner künftigen Bildung habe.

Wenn wir die Bilder oder Kupferstiche von Martin Schön und Israel van Mecheln betrachten, so sehen wir, daß es nur die ersten Versuche in der Kunst waren. Sie zogen die Natur ohne Auswahl und Geschmack zu Rathe; daher ist auch kein Ideal reiner Schönheit bei denselben zu finden, obwohl aus ihren Werken die kräftige Form und der innige, biedere, fromme Geist ihrer Zeiten spricht. Dagegen stehen Albrecht Dürer, Lukas Kranach, Holbein, Messis, Pietro Perugino, Mantegna und da Vinci auf einer höhern Stufe. Bei ihren Bildern ist zwar noch alles aus der sie umgebenden Welt genommen, aber sie suchten darin doch das Schöne und Erhabene mehr aus, und ihr Ausdruck in Frommheit, Redlichkeit, Recht und Heiligkeit verkündet schon die schönsten Zeiten der Kunst.

Auf dieser Stufe des Naturstudiums und des gemein-menschlichen Ausdrucks blieb die niederländische

Schule stehen. Rembrand, Jordans, Rubens und Honthorst geben in ihren lebendigen, kraftvollen Bildern den Ausdruck und das frische lebendige Farbenspiel der Natur wieder. Die übrigen niederländischen Meister sind darum in ihrem Fache Meister geworden, weil sie nur leblose Gegenstände, z. B. Landschaften, Blumen und Früchtenstücke, oder gemeine Natur, wie Vieh- und Bauernstücke gemalt haben. Van Dyck und Van der Werf erheben sich schon von dem Gemeinen zum Idealen, allein nicht immer und gleich. Jener fällt oft wieder in die gemeine Manier des Rubens, dieser in die ängstlichen Pinseleien des Mieris und Gerhard Dow zurück. Rembrand wäre einer der größten Künstler geworden, wenn er mit seinem Ausdrucke und Farbenspiel zugleich die Schönheit der Formen und die Richtigkeit der Zeichnung verbunden hätte.

Mit Michel Angelo, Raphael und Corregio beginnt das Höchste der Kunst in neuern Zeiten, sowohl in Ausdruck als schöner Form. Man sagt freilich: sie seyen durch das Anschauen und Studium der Antiken auf das Ideale geführt worden, und dieß mag auch zum Theil so seyn; allein ihre meisten Werke zeigen deutlich, daß sie erst die lebendige Natur zu Rath gezogen und dieselbe mit der idealen, welche in ihrem Gemüthe lag, verbunden haben. Michel Angelo erwarb sich eine vollkommene Kenntniß des menschlichen Körpers und aller seiner schönen Formen

und Verrichtungen. Raphael brachte das Einfache, Fromme, Heilige seiner ersten Versuche unter Perugino mit dem Großen, Erhabenen und Vollkommnen seiner spätern Studien zusammen, und erschuf seine heiligen Familien, seine Schule von Athen und seine Verklärung. Corregio kam mit einem Schatze der schönen lebendigen Natur nach Rom, und sagte im Bewußtseyn seiner eignen Studien: ed anche io son pittore. Ihnen folgten die künftigen großen Meister, Guerchino, Dominichino, Guido Reni, Titian, Dolce und die Carrachi. Ich glaube daher, daß die geheime Geschichte großer Künstler ohngefähr folgende war:

Zuerst übten sie sich ohne alle Lehrmeister und Regeln an der Natur. Dadurch gewöhnten sich Auge und Hand an den lebendigen Ausdruck und an bestimmte Umrisse, ohne ängstlich und steif zu werden. Sie erhielten, so zu sagen, eine natürliche Fertigkeit im Zeichnen, ohne die Freiheit ihrer Manier zu verlieren.

Nach diesen ersten Uibungen kamen sie zur Schule. Hier wurden ihnen die Regeln der Abtheilung und der Beleuchtung erklärt. Sie fanden hier, daß das, was sie bisher durch freie Uibung erlernt hatten, nun auch durch die ewigen Gesetze des Ebenmaaßes und Lichtes unterstützt sey. Die Richtigkeit ihrer Zeichnung gewann daher um so mehr, weil es ihrer geübten Hand leicht war, die freien Umrisse ihrer vorigen Uibungen unter den Maasstab der Schule zu bringen.

Der Meister führte sie endlich selbst zu der Natur zurück, und stellte ihnen Modelle auf. Aber sie betrachteten diese jetzt mit Kenntniß und Verstand, und fanden die schönen Formen in reiner Schönheit und Fülle vor sich, welche sie zuvor einzeln aufgesucht und nachgerechnet hatten. Hier, an den schönen lebendigen Figuren, lernten sie die Korrektheit der Zeichnung, die Schönheit des Kolorits und die Bestimmtheit des Ausdrucks. So ausgerüstet mit dem natürlichen Gefühle in dem Herzen und mit den Kunstfertigkeiten in den Händen und Augen, giengen sie zur eignen Erfindung und Komposition über. Sie lasen die großen Geschichtsschreiber und Dichter, suchten die malerischen Situationen darin auf, entwarfen aus ihrem Kopfe eine Skizze davon, und versinnlichten sich dadurch das schöne Ideal, welches ihnen ihr Genius in der Phantasie vorgezeichnet hatte. Jetzt suchten sie sich schöne Weiber, Männer, liebliche Kinder mit den Umgebungen, und nach diesen vollendeten sie dann das schöne, herrliche Bild, welches ihnen bisher nur in ihrem Geiste erschienen war.

Dieses ist in Kurzem die geheime Geschichte der größten Meister in der Kunst, und daraus erhellt, von welchem Nutzen einem jungen Künstlergenie frühe Uibung und Anschauung der schönen Natur seye. Raphaels Madonnen und Cäcilien, Guido's Lucretien und Dejaniren, und Titians Danaen sind nichts anders, als idealisirte Porträte solcher Modelle und Stellungen,

welche sie in der Natur aufgesucht, und mit ihrem Geiste belebt haben.

Es ist bekannt, daß die größten Meister nach lebendigen Modellen gezeichnet haben. Von vielen weiß man sogar noch die Namen. Michel Angelo studierte die Anatomie und die Verrichtungen der Muskeln nach lebendigen und todten Körpern; Rembrand und Mieris bildeten sich eigne Kämmerlein für Licht und Schatten, und in den meisten Bildern von Raphael, Titian und Rubens findet man die Gestalten ihrer Weiber oder Maitressen wieder.

Ja, nicht nur die Umrisse und den Ausdruck erhaschten sie von schönen Formen und Gesichtern, auch selbst die Draperie und der edle, große Faltenwurf wurde nach der Natur gezeichnet, und eben dadurch kann man ihre Werke von jenen der sogenannten Manieristen unterscheiden. Man vergleiche z. B. Raphaels und Rubensens Apostel und Philosophen mit jenen eines Piazetta oder Amiconi. Bei Erstern ist alles Wahrheit, Größe, Einfalt und Bestimmtheit; bei Letztern alles Willkühr, Schein und Manier. Vor allem also, junger Künstler, übe dein Auge und deine Hand an der Natur. Dann studiere fleißig und anhaltend die Regeln der Kunst, ohne welche du mit allen Anlagen kein Meister wirst. Schafft alsdann dein Genius ein edles, schönes Bild in deiner Phantasie, so suche es an einem Modelle in der wirklichen Welt wieder zu finden, und es kann dir nicht fehlen, ein vortreffliches Kunstwerk hervorzubringen.

Der Schauspieler.

Der Schauspieler steht zwischen der bildenden und Tonkunst in der Mitte. Von jener erhält er die Schönheit der Form und den Ausdruck des Geistes, von dieser die richtige Aussprache und die Modulation der Töne oder Worte. Mimik und Deklamation sind seine Studien. Was die erstere betrifft, darüber habe ich schon im vorigen Kapitel meine Ansichten mitgetheilt; hier will ich nur noch einige Gedanken über ihre Verbindung mit der Deklamation nachschicken.

Die Mimik ist die Sprache oder Dollmetscherin unsers Geistes durch Geberden, die Deklamation die Sprache durch Worte oder unsre Stimme. Jene hat daher mehr Verwandtschaft mit der Malerei, diese mit der Musik. Man könnte die Schauspielkunst die Mutter von beiden nennen. Schon darin, daß die größten Dichter das Sylbenmaas oder den Versbau in ihren Gedichten eingeführt haben, muß man erkennen, daß die Poesie mit der Musik innig verbunden sey. Selbst große Redner, welche doch in Prosa schrieben, beobachteten diesen musikalischen Vortrag. Wenn zum Beispiel Cicero für sein Haus zu den Priestern, oder für seinen Clienten zu dem Cäsar spricht, beginnt er mit Würde, mit Gelassenheit in langen Perioden, und erhebt nur im Fortgange seine Rede; wenn er aber einen Piso oder einen Catilina anzuklagen hat, fällt er ihn gleich in aller Heftigkeit und mit un-

gestümmen Fragen an, so daß zugleich der Beklagte und der Richter dadurch erschüttert werden. Auch in dem Gange der Rede ist eine beständige Bewegung, ein beständiger Angriff, eine Heftigkeit durch Worte, Fragen und die sogenannten Incisen ausgedrückt. Wer bemerkt nicht bei dem: abiit, erupit, evasit etc., und dem: ubi fueris, quos convocaveris, quid concilii coeperis, quem nostrum ignorare arbitreris etc., die ängstliche Verlegenheit des Catilina, welche Sallust so deutlich an ihm schildert? Der Dichter giebt diesen Wohlklang oder vielmehr Rythmus noch mehr an den Tag in der Verseart. Warum wählt er zum Beispiel die Jamben zu einem Gespräche, die Hexameter zu einem Heldengesange? Warum wechselt er selbst in dem Hexameter mit schweren, langen Spondäen und leichten hüpfenden Daktylen? Der geübte Deklamator sollte beinahe, wie in dem Recitativ, für jede Stelle ein eignes Tempo und eine eigne Scala haben. So viel ist gewiß, daß in einem jeden Redesatz der Hauptausdruck nur auf das Wort gelegt werden muß, auf welches er hauptsächlich Bezug hat. Z. B. Wenn mich jemand fragt: W e r hat's gesagt? ist in der Antwort: Ich hab' es gesagt, der Ausdruck auf dem Worte I c h. Wenn es aber gewissermaßen eine Vorhersagung oder Andeutung ausdrücken soll, so liegt der Ausdruck auf dem Worte g e s a g t. Z. B. Ich hab's g e s a g t &c. So ist in der Medea, wie ich es selbst von einer berühmten Schauspielerin hörte, der Satz: Die T r e u e

einer andern zu schwören, die er mir schwur, falsch deklamirt. Es muß lauten: Die Treue einer andern zu schwören, die er mir schwur.

Bei der Deklamation, wie bei der Musik, hat jede Stelle, nach Maasgabe dessen, was sie ausdrücken soll, ihr gehöriges Tempo und ihre gehörige Scala oder Modulation. Schwermüthige und bedächtliche Stellen müssen auch langsam und schwermüthig, heftige geschwind und heftig, und tändelnde leicht und tändelnd deklamirt werden. Man betrachte nur, wie Benda in der Ariadne und Medea fast bei einer jeden gesprochenen Stelle mit Tempo und den Tönen wechselt. Dieser vortreffliche Komponist hat oft den Sinn des Ausdrucks besser gefaßt, als manche Schauspielerin.

Viele Künstler glauben, im Tragischen recht toben und schreien, im Komischen recht gemein und niedrig seyn zu müssen. Die Ursache davon ist, daß, wie ich schon oben bemerkte, viele Leute sich darum der Kunst weihen, weil sie dieselbe als leichten Verdienst und als ein Privilegium zu Liederlichkeit ansehen. Sie kommen meistens von einem niedrigen, gemeinen Leben, und erhalten es auch bei einer Kunst, welche doch die Schule des Edlen und Erhabenen seyn soll. Nicht nur die Hanswursten umherziehender Trödelbuden, sondern selbst die vortrefflichen Schauspieler bei großen Theatern schämen sich zuweilen nicht, ihre Heldenrollen, dem Pöbel zu Gefallen, durch Schreien und wildes Gestikuliren so zu verhunzen, daß sie eher besoffenen Stall=

knechten, als edeln Rittern gleichsehen. Was kann überhaupt aus der Kunst werden, wenn der Künstler nicht den Pöbel, sondern dieser den Künstler bildet. Wenn man denn doch konsequent seyn, und die Darstellung nur nach der Kasse einrichten will, so lasse man die Meisterwerke von Lessing, Schiller, Göthe, Racine oder Corneille von der Bühne weg, und gebe nur die Schwestern von Prag und den Rochus Pumpernickel; so lacht man sich doch einen guten Abend hinweg, und die Kunst wird nicht geschändet. Hanswürste trifft man in allen Städten und Dörfern an; aber selten einen Eckhof, einen Schröder, einen Talma, eine Seilerin, eine Hendel. Selbst Iffland würde in seinem gutherzigen Alten, den er so meisterhaft spielt, als ein kalter Künstler erscheinen, wenn ihn sein bereits erworbener Ruhm nicht erhielte.

Die Modelle und das Studium des Schauspielers sind die Menschen. Es ist nicht nur nothwendig, daß er dieselben in der Geschichte oder in guten Schauspielen studiere, sondern auch in der lebendigen Welt. Der Künstler, welcher sich mit den niedrig-komischen Rollen abgiebt, findet freilich seine Muster auf allen Straßen und Jahrmärkten, in Ställen und Wirthshäusern, auf dem Lande und in der Stadt; aber jener, welcher sich der hoch-komischen oder gar der tragischen Muse geweihet hat, muß seine Muster auch in gebildeten Gesellschaften, unter den Edlen und Helden suchen.

Und sollte ihm die wirkliche Welt seine Modelle versagen, so muß er durch Hilfe der Geschichte und der Gedichte sich dieselbigen selbst schaffen.

Aus diesem Grunde würde ich einem hoch-komischen oder tragischen Schauspieler rathen, sich Zugang bei Höfen, Generälen und Rathsversammlungen zu verschaffen. Vorzüglich aber die Lebensbeschreibungen des Plutarch, die geschichtlichen Trauerspiele der Griechen, des Shakespear, des Corneille, Racine, Voltaire, Göthe und Schiller zu studieren, auch selbst wohl mit berühmten Schauspieldichtern und Geschichtschreibern Umgang zu pflegen, damit er durch sie die verschiedenen Karaktere großer Menschen kennen lerne. Nur dadurch erreicht er die Muster, welche ihm die gemeine Welt nicht verschaffen kann. Der tragische Schauspieler gewöhne sich auch im Umgange mit Edlen jenen edlen Ton, jene edlen Geberden an, welche seinen Rollen zukommen. Ein gebildeter Künstler wird sich auch wohl Mühe geben, das Kostüm und die Attributen seiner Rollen in solchen Werken zu studieren, worin sie durch Kupferstiche angegeben sind.

Der Tonkünstler.

Die Griechen nannten alles das Musik, was das Gemüth bilden sollte. In neuern Zeiten versteht man aber nur die Tonkunst darunter. Unter dieser Klasse der schönen Künste begreifen wir die Komponisten und die ausübenden Tonkünstler. Wenn auch

Letztere gerade nicht mit dem Genie begnadigt seyn müssen, welches den Erstern zu Theil wurde, so wird doch zu einem vollkommnen Aufführen eines guten Musikstückes Fertigkeit und Geist erfordert. Der ausübende Künstler muß also nicht nur auf seinem Instrumente zu Hause seyn, sondern es auch mit Geschmack und genialischem Ausdrucke spielen können. Wir reden aber hier hauptsächlich von der Komposition. Es könnte zwar vermessen von mir scheinen, daß ich über solche Gegenstände rede, die ich selbst nicht, oder nur wenig praktisch geübt habe, indessen glaube ich soviel natürliches Kunstgefühl zu haben, daß ich meine oft gemachten Bemerkungen sowohl über Komposition als Ausführung von Musikstücken mit Gründen und Thatsachen unterstützen kann; und dieses um so mehr in dieser Schrift, wo ich immer nur durch Beispiele und Geschichte rede. Die Hauptsache der Musik ist zwar auf Gefühl gegründet, und darüber kann man nicht so deutlich sprechen, wie über einen logischen Satz oder eine mathemathische Demonstration; allein über die Ursachen und Gründe, warum Musik unser Gefühl so mächtig anspricht und berührt, hoffe ich doch einige Aufschlüsse geben zu können. Ich muß daher den Leser bitten, bei einer jeden in diesem Kapitel von mir angeführten Musikstelle das Stück sich vorzuspielen oder sich vorspielen zu lassen, um die Wirkung davon oder wenigstens die Wahrheit meiner Beispiele zu finden *).

*) Man hat ja jetzt die meisten dieser Stücke in einem Klavierauszug.

Uiberhaupt theile ich die Musik in beschreibende und Gefühl ausdrückende. Erstere soll durch Töne den Schall oder die Bewegung, oder auch die Form eines Gegenstandes darstellen, letztere ein Gefühl. Erstere wird also durch gleichlautende Instrumente den Schall, oder durch die ähnlichen Bewegungen der Töne die Bewegungen der Gegenstände nachzuahmen suchen. Beispiele dieser beschreibenden Musik finden wir in Haydn's Schöpfung und seinen vier Jahrszeiten in Menge. So ist darin z. B. der Knall des Donners oder eines Schießgewehrs, der Gesang der Vögel, das Gebrüll des Löwen, das Heulen der Winde u. s. w. durch diesen Gegenständen ähnliche Töne ausgedrückt. So finden wir ferner darin den Aufgang der Sonne durch allmählig steigende, vermehrte und von piano in forte übergehende Töne, den sanften Gang des Mondes durch den stillen Gang der Musik und die süße Harmonie, den Sprung des Tygers und das Trappen der Pferde durch hüpfende Töne, das Wühlen des Leviathans durch die vordrückende und dazwischen fallende Begleitung des Basses, und das Krümmen der Gewürme durch die sich krümmenden und ziehenden Töne ausgedrückt. Auch in dem Don Juan sind die Bewegungen des Fechtens und das Nicken oder Stampfen des Geistes fast ansichtlich dargestellt. In Paer's Achilles, Cherubini's Faniska und mehreren heroischen Opern, ist das Schlachtengewühl durch ein beständiges Gewühl der Musik und

Instrumente ausgedrückt. Ein jeder Musikkenner wird dieses bei solchen Kompositionen gleich prima vista bemerkt haben. Diese Darstellungen nenne ich nun die beschreibende Musik; und der Komponist, welcher entweder die Töne seiner Instrumente oder die Bewegungen seiner Töne dem zu beschreibenden Gegenstande am nächsten bringt, hat seinen Zweck erreicht. Es versteht sich von selbst, daß musikalische Beschreibungen sich nur auf poetische Gegenstände, als: Donner, Vögelgesang, Bewegungen der Thiere oder Menschen, Schlachtgewühl, Meeressturm u. dgl. beziehen dürfen. Der Komponist, welcher einen Bierkrug, eine Schachtel, eine Bratwurst oder einen Staubbesen beschreiben wollte, würde lächerlich werden, und nichts beschrieben haben.

Wir kommen nun auf den Gefühl ausdrückenden Theil der Musik; dieser ist das eigentliche Gebiet derselben, aber auch der schwerste. Es giebt viele musikalische Freigeister oder Skeptiker, welche behaupten, daß die Musik eigentlich nur das Ohr und Herz angenehm reizen, aber kein bestimmtes Gefühl ausdrücken, noch viel weniger erwecken könne. Diese will ich theoretisch und praktisch zu widerlegen suchen. Um von dem Praktischen zu reden, will ich hier einige Beispiele anführen, wovon ich selbst Zeuge oder vielmehr Urheber war. Ich habe nämlich einigen ganz gemeinen Leuten, ohne allen Text, die Arie aus Don Juan: Findest du ein Mädchen auf offner

Straße, dann das Duett aus der Schöpfung: O Herr und Gott! und endlich das Chor aus Idumeneo: *O voto tremendo!* und zwar nur auf einem Klavier vorspielen lassen, und sie am Ende eines jeden dieser Stücke gefragt: was sie davon hielten? und sie sagten mir einstimmig, bei dem ersten: das ist lustig, da möchte man dabei tanzen; bei dem zweiten: das ist wie in einer Kirchenmusik; und bei dem dritten: das lautet wie ein Grablied. Noch mehr: erst kürzlich spielte mir ein geistreiches Frauenzimmer eine Sonate von Clementi vor, und da sie meine Theorie kannte, fragte sie mich: was ich glaubte, daß durch diese Sonate wohl ausgedrückt seyn könnte? Ich antwortete ihr: mit Sonaten ist es überhaupt ein vages Wesen, denn die Komponisten setzen sie mehr der Uibung als des Ausdrucks wegen. Indessen bat ich sie, mir dieselbe noch einmal zu spielen; und da sie geendet hatte, nahm ich, ohne ein Wort zu sagen, Papier und Bleistift, und schrieb ihr auf ein Zettelchen, was ich ohngefähr dadurch ausgedrückt glaubte. Ich bat sie hierauf, mir erst ihre Gedanken darüber zu sagen; sie that's, und da sie alsdann das Zettelchen eröffnete, fand sie zu unserm beider Erstaunen, daß wir über den Ausdruck von Stelle zu Stelle, von Punkt zu Punkt ganz einig waren, ohne je zuvor nur eine Sylbe darüber gesprochen zu haben. Da dieß nun nur eine vage Sonate war, wo alles willkührlich ist, wie vielmehr

läßt sich das gleichgestimmte Gefühl bei karakteristischen Musikstücken erwarten? Dieses magische Spiel der Gefühl ausdrückenden Musik glaube ich durch folgende Sätze theoretisch darthun zu können:

Unsre Gefühle, Empfindungen und Leidenschaften lassen sich, wenn wir die Stimmung unsers Gemüthes, und die Bewegungen unsers Geistes dabei in Betrachtung ziehen, unter drei Hauptklassen oder Rubriken bringen; die ersten will ich die *sanften*, die zweiten die *tiefen*, und die dritten die *heftigen* nennen. Unter erstere gehören häusliche Liebe, Frohsinn, Seelenruhe, Heiterkeit, Unschuld u. s. w.

Die Bewegungen und Schwingungen, welche dabei in unserm Gemüthe vorgehen, sind sanft, süße, nicht zu langsam und nicht zu heftig. Es ist ein sanftes, süßes, anhaltendes, fast gleiches Hin- und Her-, Auf- und Niederschieben unsers Geistes in der reinsten Harmonie. Der Komponist, welcher durch die Bewegungen der Töne und die Harmonie solche Bewegungen des Gemüthes am besten auszudrücken weiß, wird seinen Zweck erreicht haben, und ein ähnliches Gefühl in uns erwecken. Ihr Tempo ist Andante, Andantino; ihre Melodie sanftwiegend, süß auf- und absteigend, zusammenhängend, selten abstoßend, nicht abspringend, weder ein schnelles Piano, noch ein schnelles Forte; nur hie und da, wo das Gefühl sich erhebt, etwas erhebender, meistens schlängelnde, wiegende Verschlingungen der Töne. Die Harmonie bleibt

meistens in Terzen; Geigen ihre gewöhnliche Begleitung. Flöte, Hautboe und andere Blasinstrumente fallen nur zuweilen ein, wenn das Gefühl süßer wird. Als Muster davon gebe ich nur aus Lilla: Lilla, meine beste Lilla, und: Die blühende Wange. Aus Don Juan: Wenn du fein fromm bist ꝛc., und die Arie, welche in Figaro's Hochzeit der Page singt.

Die zweite Klasse sind die tiefen Gefühle, als Andacht, Sehnsucht, Schwermuth, Bewunderung, oder Resignation, Weltekel. Die Bewegungen und Schwingungen, welche wir dabei in unserm Gemüthe empfinden, gehen langsam, schwer, gepreßt, manchmal sich heftig erhebend, oder zuckend; manchmal schwach fallend, öfter wieder steigend, oft schnell abfallend, oder gar in Unbewußtseyn versinkend. So muß auch die Musik seyn, welche sie ausdrücken will. Ihr Tempo ist Adagio, Largo, Largetto. Ihre Melodie ist langsamer, schwergehend, Töne anhaltend, manchmal sich erhebend oder fallend, und das entweder in gedrückten, gepreßten Tönen und crescendo, oder in zuckenden, abgeschnittenen, schwächlichen Tönen und decrescendo oder piano; manchmal in forte und immer höhere Töne übergehend, manchmal in piano, oder tacendo durch fallende Töne sich verlierend. Die Harmonie ist im Ganzen anhaltend und dumpf durch Baß, Bratsch, Horn, Fagott ꝛc.; wo sich aber die Melodie erhebt, begleiten sie Blasinstrumente, beson-

ders die klägliche Hautboe, das dumpfe Horn und die Fagott. Oefters drücken die Hautboen und Violinen durch Drucktöne und andere Bewegungen, Seufzer, Klagen und Herzensdruck aus. Bei Andacht und Bewunderung machen die Einfälle der Pauken öfters große Wirkung.

Als Muster solcher Kompositionen gebe ich an für Andacht, aus Haydn's Schöpfung: O Herr und Gott von deiner Güte; und aus Salieri's Axur: O mächtiger Brama! Für Sehnsucht und Liebe, aus der Molinara: Mich fliehen alle Freuden; und aus dem unterbrochenen Opferfest: Ich war wenn ich erwachte; und die Cavatina von Sarti: *Lungi da te ben mio.* Für Todtenchöre: den letzten Chor aus Titus erstem Finale; den Todtenchor aus Idumeneo: *O voto tremendo!* und den Gesang des Geistes im Don Juan. Für Bewunderung, die Chöre aus Haydn's Schöpfung, und den einen aus den Jahrszeiten: Großer heiliger Gott! Für Resignation oder Weltverachtung, die Arie im Re Theodoro, welche der König Theodor im Kerker singt; das Solo des Murney im zweiten Finale des unterbrochenen Opferfestes, und die Arie mit Recitativ in Zemire und Azor: *Le soleil se couche dans l'onde.* Große Komponisten wissen den innern Gang unsrer Seelenbewegungen in dieser Stimmung so wahr auszudrücken, daß ein großer Sänger oder praktischer Tonkünstler sie von selbst bei der Exekution trifft und erräth.

Die dritte Klasse sind die heftigen Gefühle, z. B. Zorn, Haß, Rache, heftige Liebe, heftige Freude, Schrecken, Verzweiflung ꝛc. Die Schwingungen, welche wir dabei empfinden, sind rasch, heftig, unruhig, bald zur höchsten Heftigkeit übergehend, bald zur Verzweiflung oder Erschöpfung herabsinkend. Das Gemüth wird unruhig umhergetrieben, wie die Meereswogen in einem Sturme. So muß auch die Musik dazu seyn. Ihr Tempo ist Allegro, Presto, Prestissimo; ihre Melodie nicht lange aus einem Tone anhaltend, sondern schnell auf- und abspringend, schnelle aber überraschende Uibergänge und Auflösungen, forte — fortissimo — zerhackt und zerfetzt; die Harmonie gegen die Melodie arbeitend, in Quinten, Septimen und Oktaven zerfallend, öfters ganz stockend, dann aber wieder durch die seltensten, rauschendsten Akkorde und Passagen einfallend; ein wahres Feld für die Instrumente. Bei Schrecken, Erstaunen, Verzweiflung thun heftige Trompeten- und Posaunenstöße große Wirkung. Als Muster davon gebe ich an: Für Zorn oder Rache, die erste Arie in Faniska, die erste Arie des Mafferu im unterbrochenen Opferfest, die Arie *tutte nel cor* in Idumeneo, und das erste Finale im Don Juan. Für Schrecken, das Dies irae von Ducante, das letzte Finale von Don Juan, das erste Finale von Titus. Für Verzweiflung, das Recitativ aus Iphigenie von Gluck: *Ne sais-tu pas etc.*, welches Orestes singt. Für erhabene Freude, den bei Titus

eingelegten Chor von Cimarosa: Freunde! Römer! Für gemeine Freuden, den Bauernchor aus Don Juan; und für Schadenfreude, die Arie des Osmin aus der Entführung aus dem Serail: O wie will ich triumphiren!

Man könnte zu diesen drei Klassen noch eine vierte setzen, nämlich die komische; aber sie streift zuviel in das Gebiet der ersten und dritten, als daß man ihr einen eignen Karakter anweisen könnte. Die Hochzeit des Figaro von Mozart, die schöne Müllerin von Paisiello, und die heimliche Ehe von Cimarosa sind Meisterstücke in dieser Art. Aber die beiden Meisterstücke in aller Art von Musik sind, meines Erachtens, Mozart's Don Juan und Haydn's Schöpfung; da ist beschreibende und Gefühl ausdrückende, tragische und komische, geistliche und weltliche Musik. Es sind zwei musikalische Epopeen, die, wie jene Homers, über alle hervorragen und ihnen Muster geben.

Nach diesen allgemeinen Gedanken über Musik wollen wir nun zu dem Heiligsten übergehen, nämlich der Komposition einer Messe. Wir haben darin schon Meisterstücke von Jomelli, Allegri, Leo, Haydn und Mozart; aber alle befriedigen mich noch nicht ganz darin, was ich von einer Messe fodere. Die neuen Messen gefallen mir nun gar nicht; das ist ein beständiges Gemisch von Opern- und Kirchenmusik. Die erste Kirchenmusik ist zuverlässig von dem sogenannten Choral ausgegangen, wie man das noch an einigen

Kompositionen von Pergolese, Allegri, Händel, Graun und Gluck sieht. Auch der Choral enthält Muster von den drei oben von mir angegebenen Klassen. Z. B. von der ersten sind das veni pater pauperum, das Salutis humanae sator, und das quicunque christum quaeritis, das o admirabile commercium etc. Meisterstücke. Von der zweiten drücken das Miserere, das Salve regina, die Lamentatio Jeremiae, das Dies irae, und das Libera me tiefe, schreckliche Gefühle aus. Das Te Deum Laudamus, das Venite exultemus Domino, das Regina coeli, und das Factus est repente etc. sind wahre Freuden- und Bewunderungsgesänge; selbst die Passio D. N. J. C. ist ein tragisches Recitativ. Auf diesen Choral bauten die ersten Kirchenkomponisten, und ihre Gesänge thaten die gehörige Wirkung.

Die Messe ist entweder ein hohes Freuden- oder Todtenopferfest. Wir wollen ihre Theile stückweis durchgehen, und darnach die Komposition durch angeführte Beispiele angeben.

Das erste Stück ist der Introitus oder das sogenannte Kyrie eleison; es ist ein Bittgesang, und heißt: Herr erbarme dich unser. Er darf und kann also nichts anders ausdrücken, als Bitte und Klage. Die zwei einzigen Verse, Kyrie eleison und Christe eleison würden ohne Wiederholung zu kurz seyn, um das Gemüth gehörig zu berühren; daher haben alle Komponisten die Wiederholung, und zwar in verschiedenen

Stimmen angebracht, und das mit Recht. Es bittet und flehet ein ganzes Volk, folglich Alte und Junge, Reiche und Arme, Eltern und Kinder. Der Gesang kann daher durch die verschiedenen Stimmen erst durchgehen, dann durch ein Tutti enden. Die Melodie des Flehens muß im Grunde immer die nämliche bleiben; bald aber kann sie mehr in das Klägliche, bald in das Reumüthige, bald in das Dringliche, bald in das Zuversichtliche übergehen. Beim ersten kann die Hautboe, bei dem zweiten das Horn, bei dem dritten das Fagott, und bei dem vierten die Geige Wirkung thun; so wie auch hier Sopran, Alt, Tenor und Baß abwechseln können. Nach dem Zuversichtlichen fällt der ganze Chor ein und endet diesen Gesang.

Da in unsern Zeiten so viele Komponisten in ihrer Kirchenmusik Opern benutzen, so will ich selbst aus Opern einige Beispiele anführen, welche dahin passen. Der Bittgesang des Kyrie eleison darf nicht in dem tiefen, schweren Gange des Chors aus der Zauberflöte: O Isis und Osiris! oder des Todtenchores aus Idumeneo: *O voto tremendo!* gesetzt werden, sondern er muß Andacht, Flehen und Zuversicht zugleich ausdrücken. Unter den Opernchören passen dahin der Opferchor aus Iphigenie von Gluck, und der erste und letzte Chor im ersten Aufzuge aus dem unterbrochenen Opferfest; obwohl beide Chöre zu kindlich sind.. Indessen haben wir in den Kirchenkompositionen von Jomelli, Allegri, Leo, Haydn und auch Mozart

das Kyrie eleison gut angegeben. Nur müssen hier die Fugen weggelassen werden. Der Gesang muß flehend ausgehen, wie er angefangen hat. Ein Tutti aller Stimmen, durch die Blasinstrumente und die Begleitung erhöht, kann dem Ganzen am Ende doch eine große Wirkung verschaffen. Auf alle Fälle muß er aber in piano ausgehen.

Auf das Kyrie folgt gleich das Gloria in excelsis; es ist eine feierliche Hymne auf die Allmacht, Größe und Güte Gottes. Andacht, heilige Freude und Bewunderung, Anbetung und Dank sollen hier ausgedrückt werden. Die Komposition gehört also unter die dritte Klasse. Ihr Tempo ist Allegro oder Presto. Die ganze Fülle und Pracht der Instrumente kann benutzt werden. Der Gesang kann gleich mit einem großen, herrlichen Eingange, mit Pauken und Trompeten beginnen; er wird aber bald sanfter und süßer, wo es heißt: et in terra pax. Der Kontrast zwischen der Herrlichkeit Gottes, Gloria in excelsis, und der Güte desselben, et in terra pax, muß, ohne gerade das Tempo oder den schnellen Gang zu verändern, durch einen süßen Uibergang, wie ihn öfters Mozart anzubringen weiß, dargestellt werden. In der Mitte der Hymne geht der Gesang gleich und öfter sich erhebend fort. Er kann wohl auch einmal in ein Adagio der tiefen Andacht und Bewunderung übergehen, wie in Haydn's Jahrszeiten der Chor in der Mitte des ersten Theils: Großer heiliger Gott! Bei dem

glorificamus te, benedicimus te, erhebt er sich aber wieder in Allegro und Presto, wird immer stärker und voller; am Ende muß er in seiner ganzen Pracht und Fülle erscheinen. Eine herrliche Fuge kann hier allerdings das Ganze schließen. Zu diesem Gloria liefert Haydn in seinen Chören der Schöpfung die passendsten Muster. Welche Größe, welche Pracht, welche Andacht, welche Herrlichkeit ist darin ausgedrückt! besonders in dem: Und seiner Hände Macht zeigt an das Firmament.

Nach dem Gloria singt der Priester einige Gebete für das Wohl der Christenheit und selbst der Feinde ab. Hernach werden einige Stellen aus den Briefen der Apostel und endlich das Evangelium dem Volke vorgetragen, auch sonst mit einer Auslegung begleitet. Dieser Vortrag göttlicher Dinge und Lehren soll Glauben an sie erwecken; daher folgt jetzt das Credo. Das Volk, von diesen heiligen Lehren ergriffen, legt nun öffentlich und gemeinschaftlich sein Glaubensbekenntniß ab. Dieses Gefühl des Glaubens, der Zuversicht und Unterwerfung muß in der Musik des Credo ausgedrückt werden. Es ist daher fehlerhaft von den Komponisten, wenn sie den Gesang mit einem Allegro oder Presto und einer Prachtmusik, wie das Gloria, anfangen. Die Glaubensartikel werden in diesem Gesange, einer nach dem andern, dem Volke vorgetragen, und es muß dabei seinen Beifall ausdrücken. Meines Erachtens müßte also dieses Stück der Messe mit

einem Andante und einem vollstimmigen Chore beginnen, welcher gleichsam einen allgemeinen kindlichen Glauben an Gottes Wahrheiten ausdrückte. Nach diesem müßten die verschiedenen Stimmen abwechselnd in Solo, Duett, Terzett und Quartett die einzelnen Glaubensartikel vortragen, und am Ende eines jeden wieder der ganze Chor mit dem Credo einfallen. Die Glaubensartikel: Credo in unum Deum patrem bis auf das Descendit de cœlo müssen in dem Gesange Bewunderung, tiefe Verehrung und Pracht zugleich ausdrücken, denn sie enthalten das Größte der Religion. Bei den Worten visibilium et invisibilium können die Instrumente den Gesang verherrlichen; bei den Worten Deum de Deo, lumen de lumine etc. kann die Pracht der Musik immer steigen, und das Tempo geschwinder werden; bei der Stelle perquem omnia facta sunt, bis in ein Allegro mit Pauken und Trompeten steigen. Wenn aber die Stelle et descendit kommt, muß die Musik sanft in einen andern Ton übergehen, wie ungefähr in dem schönen Sextett aus Don Juans zweitem Akt, wo Don Gusmann und Donna Anna eintreten. Bei den Stellen passus sub Pontio Pilato bis mortuus et sepultus est, muß die Musik in einen tiefen Klaggesang übergehen; wie z. B. das erste Finale aus Titus oder der Todtenchor aus Idumeneo: *O voto tremendo!* Diese Stelle muß pianissimo enden; aber sobald das et resurrexit kommt, muß der Gesang in einem überraschenden

Allegro oder Presto erschallen, was durch Pauken und Trompeten einen Siegsgesang ausdrücken kann. Bei der Stelle et iterum venturus est judicare vivos et mortuos kann das Einfallen der Trompeten, Posaunen und Pauken eine schreckvolle Wirkung machen. Bei dem Credo in spiritum sanctum, bis nach der Stelle et in unam sanctam Ecclesiam muß der Gesang in ein Andante oder auch Adagio übergehen, welches Heiligkeit, Frommheit und Harmonie ausdrückt. Die letzte Stelle et vitam venturi seculi muß mit einem ruhigen, sanften Andante oder Andantino beginnen, begleitet von Flöten und süßer Harmonie. Es geht aber am Ende überraschend in ein herrliches Allegro und Presto über, und endet bei dem Amen mit einer prächtigen durch alle Stimmen durchgehenden Fuge.

Aus dieser Darstellung sieht man, daß das Credo nach Maßgabe seiner Stellen aus mehreren Musikstücken zusammengesetzt seyn muß. Beispiele davon lassen sich in einigen Messen von Jomelli, Leo, Haydn und andern Komponisten finden; aber noch keiner scheint mir das Ganze getroffen zu haben.

Nach der Opferung des Weins und Brods tritt das Heiligste der Messe ein, welches man den Canon Missæ nennt. Hier soll das Gedächtniß des großen Opfers vorgestellt werden, das der Welterlöser seinem göttlichen Vater für die Menschheit am Kreuze brachte. Der Canon beginnt mit einer Vorrede oder Vorberei-

tung, welche der Priester absingt. Am Ende tritt wieder der Chor mit dem Sanctus! Sanctus! Sanctus! ein.

Dieser Gesang soll Andacht, Bewunderung und heiliges Gefühl ausdrücken. Er muß also sehr feierlich gesetzt seyn. Das dreifache Sanctus kann in drei Stimmen übertragen werden, welche bei dem Dominus Deus Sabaoth mit dem ganzen Chor schließen. Das passendste Muster, welches ich dafür kenne, ist das Duett aus der Schöpfung: O Herr und Gott! von deiner Güte, wo der Chor so heilig einfällt. Bei dem Hosanna in excelsis muß dieser feierliche Gesang schnell in einen herrlichen, freudigen, prächtigen übergehen, mit allen Prunkinstrumenten begleitet; nur nehme sich der Komponist in Acht, daß dieses Hosanna nicht vor der Wandelung einfällt; denn dieses stört offenbar die tiefe Andacht des Volkes. Er muß das Sanctus so lange halten, bis die Hostie und der Kelch dem Volke gezeigt sind, dann erst kann das rasche, freudige Hosanna große Wirkung hervorbringen; denn da ist erst das Opfer vollbracht. Bei der Stelle benedictus qui venit in nomine Domini muß der Gesang vom Allegro des Hosanna wieder in das Adagio des Sanctus fallen, doch so, daß das Tempo mehr an ein Andante grenzt. Der Gesang muß sanft, süße und einfach seyn. Flöten= und Violinbegleitung ist hier am rechten Orte angebracht. Die Wiederholung am Ende des Hosanna mit einer Fuge wird

hier einen passenden Schluß machen. Dieses Benedictus und Hosanna hat Haydn in einer seiner Messen gut ausgeführt. Auch in seiner Schöpfung hat er Muster dazu geliefert.

Nach der Wandelung oder dem heiligen Canon singt der Priester das Gebet des Herrn oder Pater noster, Vater unser, ab; und hierauf folgt das Agnus Dei, welches ein neuer Fleh- und Bittgesang ist. Er muß Aehnlichkeit mit dem Kyrie eleison haben, aber doch mehr Klagen und Reue ausdrücken; denn das Gefühl des Volks soll bei dieser Stelle zu Reue über seine Sünden und Unwürdigkeit gestimmt werden, welche ein so großes Opfer des Gottmenschen nöthig machten. Daher spricht auch der Priester dreimal: Domine non sum dignus. Das dreimal wiederholte Agnus Dei kann in drei Stimmen vertheilt werden, welche immer bei dem dona nobis pacem von dem ganzen Chor begleitet werden. Sie können auch fugenartig in einander greifen, aber alles im schwersten Adagio. Hautboe, Horn, Fagott und Violoncell thun hier ihre volle Wirkung, um das Klägliche reumüthig auszudrücken. Mozart's Chor am Ende des ersten Finale im Titus, und der Chor im Idumeneo: *O voto tremendo!* sind Muster dafür. In dem ganzen Gesange darf kein Allegro und Andantino erscheinen. Adagio und Largo sind seine Tempi. Auch ist eine Fuge am Ende hier übel angebracht. Der Gesang muß wie der Chor im ersten Finale des Titus schwer-

müthig, feierlich, und in piano ausgehen. Die meisten Komponisten glaubten hier eine herrliche, freudige Fuge anbringen zu müssen, weil es der letzte Chorgesang der Messe ist; aber sie verfehlten ganz ihren Zweck. Das Volk soll hier Andacht und Reue fühlen, und keine Freude. Ich würde daher anrathen, den Freudengesang am Ende der Messe bei dem Ite missa est und dem Alleluja anzubringen; aber da antwortet der Chor nur im Choral: Deo gratias. Hier könnte der Komponist noch einmal durch einen herrlichen Freuden- und Dankchor mit einer passenden kräftigen Fuge die freudige Vereinigung Gottes mit den Menschen nach dem großen Opfer ausdrücken. Der zuletzt in der Messe eingeführte Freudenschlag und Trompetenstoß könnte herrlich damit vereinigt werden.

So denke ich mir die musikalische Darstellung einer Messe. Es ist darin Andacht, Bewunderung, Zuversicht, Reue, Glaube, Hoffnung und Liebe, und himmlische Freude ausgedrückt, und dieses sind ja die Gefühle, welche dabei in dem Volke erregt werden sollen. Wenn aber ein Komponist in einer Kirchenmusik Bravourarien, Instrumentenkonzerte, Opernprunk oder Tänze anbringt, so ist er ein wahrer musikalischer Gotteslästerer, den man, wie die Wucherer, aus dem Tempel peitschen sollte. Das große heilige Opferfest wird alsdann ein wahres Liebhaberkonzert oder ein Narrenfest, und der einfache Choralgesang des Volkes, wie er in protestantischen Kirchen üblich ist, wird

mehr zur Andacht, Reue und Heiligkeit begeistern, als das ganze Instrumental- und Vokalgeklingel üppiger Komponisten.

Hier sind in Kürze meine Gedanken über Kirchenmusik und Messen. Alle Dinge in Religionssachen hatten anfänglich gute Zwecke, sind aber mißbraucht worden. Ich habe in einem Konzert, wo der Fridolin von Schiller, mit Musik von Weber begleitet, gegeben wurde, protestantische Weiber und Männer bei dem einfallenden Chor Sanctus! Sanctus! Sanctus! mit Andacht und Frommheit erfüllt gesehen. Ich habe aber auch in einer Kirche katholische Männer und Weiber bei einer im Credo angebrachten Bravourarie, wie in dem Schauspiele, Bravo rufen gehört. Welch eine Verkehrtheit der Dinge, die öfter von der Verkehrtheit der Komponisten herkömmt! Deswegen rathe ich jedem Künstler, bei seiner Komposition den Zweck der Musik immer vor Augen zu haben. Wenn er die Herzen nach den in der Messe angegebenen Stellen zu treffen weiß, so kann er mehr Andacht, Frommheit und religiöses Gefühl erwecken, als manche langweilige Fastenpredigt.

Der Handelsmann.

Dem Handelsstande wohnt auf der einen Seite viel Mühe und Niedrigkeit, auf der andern viel Genuß und Hoheit bei. Ehe der Handelsmann sich ein hinlängliches Vermögen erworben hat, muß er fleißig,

thätig, gefällig, sparsam, nachdenkend und pünktlich seyn; wenn er aber einmal seinen Handel gesichert und ausgebreitet hat, erwartet ihn auch der Lohn seiner Mühe und Sparsamkeit in vollem Maase. Er wird in Aufwand und Unabhängigkeit ein kleiner König in seiner Rechnungsstube (Comptoir), welcher seinen Wirkungskreis über alle Theile der Erde verbreitet.

Der angehende Kaufmann beginnt seinen Handel entweder durch ein eignes Kapital oder auf Kredit. Meistens ist aber beides der Fall. Der junge Mensch, welcher sich diesem Stande widmet, muß von Haus aus schon eine starke Liebe zur Arbeit, zur Ordnung und zur Sparsamkeit mitbringen. Da zu seinem künftigen Geschäfte nicht nur das Lesen, Schreiben und Rechnen, sondern auch die Kenntniß mehrerer Sprachen, die Naturgeschichte und Geographie nöthig ist, so wird es gut seyn, wenn er darin in den städtischen Gymnasien oder Lyceen Unterricht erhalten hat. Sogar die Weltgeschichte, Politik und Mechanik werden ihm von Nutzen seyn. Uiberhaupt bedarf er einer feinern und manchfaltigern Bildung, als der junge Bauer oder Handwerker.

Ein Kaufmann, welcher von Haus aus wenig oder gar kein Vermögen hat, muß sich vorzüglich durch Fleiß und Redlichkeit auszeichnen. Dieß verschafft ihm Kredit, Zutrauen und Kunden. Es haben zwar manche Handelsleute entweder durch unedle Wege oder gewagte Unternehmungen schnell ihr Glück gemacht;

diese können aber nicht als Muster angeführt werden. Wenn solche Mittel, sich zu bereichern, bekannt werden, oder der Hasardhandel nicht gelingt, so werden sie entweder Spitzbuben oder Bettler. Ein rechtschaffener Kaufmann geht also sicherer und besser den Weg der Redlichkeit und des Fleißes, als des Betrugs und der Glücksspiele. Erst nachdem er seinen Handel festgegründet, und den Hauptstock seines Gewerbes gesichert hat, ergiebt sich die Zeit der größern Spekulation. Jetzt kann er schon einen Theil seines erworbenen Vermögens wagen, um es schnell zu vermehren. Er wird sich eine weitverbreitete Korrespondenz, viele Unterkäufer und Ausläufer halten, wodurch er schnell Nachricht und einen leichtern Absatz erhält. Hat er einmal ein größeres Vermögen erworben, als sein gewöhnlicher Handel erfordert, so wird es klug seyn, den Uiberschuß davon auf den Ankauf liegender Gründe zu verwenden. Der Handel bleibt immer unsicher, und ist einer Menge unvorgesehener Unglücksfälle unterworfen; aber ein liegendes Gut kann nur eine Zeitlang durch Krieg oder Mißwachs leiden; das darauf verwendete Kapital wird nicht zu Grunde gehen.

Es ist immer gut, wenn auch der reichste Kaufmann eine gewisse Frugalität und Sparsamkeit in seinem Hause erhält. Er giebt dadurch seinen Kindern und Untergebenen ein gutes Beispiel, und hält sie von Ausschweifungen und Verschwendungen ab, welche Laster besonders dem Handelstande nachtheilig sind.

Auch ist es nicht gut, wenn ein Handelsmann die Pracht oder die Ambition anderer Stände nachahmen will. Sie verträgt sich nicht mit seinen Geschäften. Ein reicher Mann wird ohnedieß in einem jeden Stande oder in einer jeden Gemeinde ausgezeichnet, und kann dem allgemeinen Besten durch sein Vermögen großen Nutzen verschaffen. Der Regel nach muß er aber Ehrenstellen und Aemter mehr dieses gemeinen Nutzens wegen, als aus Ehrbegierde suchen. Deswegen sind auch die Aemter in den kleinen Republiken und ehemaligen Reichsstädten dem Handelsstande darum angemessen, weil sie wechseln. Ein Handelsmann kann wohl ein Jahr oder zu gewissen Zeiten, ohne seinem Geschäfte zu schaden, eine Stelle übernehmen, und er soll es auch, wenn ihn das Volk dazu wählt; allein die beständigen Hof- und Staatsämter taugen nicht für ihn. Sie erfordern einen Aufwand und eine Anstrengung, wozu sowohl ein eigner Unterhalt als eine eigne Verwendung erfordert wird.

Unter den Geschichten kenne ich keine, welche einem Handelsmanne schönere Beispiele geben könnte, als die holländische. Der holländische Kaufmann ist fleißig, ehrlich, pünktlich und einfach in Kleidung und Haushaltung. Der Reiche verwendet sein überflüßiges Vermögen wohl auch auf Pracht und Vergnügen; allein sein Hausrath muß reinlich, solid und aus solchen Dingen bestehen, die immer einen innern Werth behalten. Nur in schönen Gemählden, blumenreichen

Gärten oder seltenen Kunst= und Naturaliensammlungen zeigt er, daß er auch freigebig seyn könne.

Damit will ich aber nichts weniger, als diesem fleißigen Stande den Geiz anrühmen. Im Gegentheile soll ein reicher Handelsmann bei Noth, bei öffentlichem Unglücke, und nöthigen Beiträgen gerade der Freigebigste seyn, weil er der Reichere ist. Daher finden wir auch in Handelsstädten so viele Stiftungen für Arme, Waisen und Kranke, welche von reichen Kaufleuten herkommen. Ein Kaufmann, welcher bei einem großen Erwerbe Geiz zeigt, wird in einer jeden Gemeinde ein verächtlicher Bürger bleiben, und wenn er auch die Reichthümer eines Krösus gesammelt hätte.

Ich kann nicht unterlassen, hier die Geschichte zweier Handlungshäuser anzuführen, welche sich von dem niedern Stande eines Leinenwebers oder Krämers blos durch Fleiß und Redlichkeit zu den Thronen eines Fürsten aufgeschwungen haben, nämlich die der Fugger und der Mediceer. Der erstbekannte Stammvater des gräflich=Fuggerischen Geschlechtes war Hans Fugger, ein armer Weber aus dem Dorfe Gruben bei Augsburg. Er lebte von seiner Hände Arbeit, und hatte zwei Söhne, Hans und Ulrich, wovon der erste Soldat wurde, der andere das Handwerk seines Vaters forttrieb. Sie gewannen aber bald durch glückliche Heirathen Vermögen und das Bürgerrecht in Augsburg, wo sie unter die damals in allen Reichs=

städten so zahlreiche Zunft der Weber aufgenommen, und dadurch auch zunftgenossene Kaufleute wurden.

Durch gute Aufführung und Fleiß erwarben sie sich das Zutrauen und die Liebe ihrer Mitbürger. Hans heirathete des reichen und ansehnlichen Rathsherrn Gevattermanns Tochter Elisabeth; und kam bald selbst in den Rath. Sein Sohn Andreas legte eine beträchtliche Handlung an, und erwarb sich durch seine Spekulationen bald ein so großes Vermögen, daß er nur der reiche Fugger genannt wurde. Nun verschmähten schon die Familien der adlichen Patrizier-Geschlechter seine Hand nicht mehr. Er heirathete im Jahre 1452 Barbara aus dem adlichen Geschlechte der Stammler vom Ast und Kaiser Friederich III. erhob ihn in den Adelsstand.

Von nun an wuchs diese Familie zusehens sowohl an Reichthümern als an Ehren. Sie setzten sich mit den wichtigsten Handlungsplätzen in Verkehr, rüsteten mehrere Schiffe aus, womit sie in alle Welttheile ihren Handel verbreiteten, und brachten selbst jenen ihrer Vaterstadt in Aufnahme und Blüthe. Ihr Reichthum und ihr Adel machte sie mit Fürsten, Kaisern und Königen bekannt. Den Kaiser Friedrich versahen sie mit aller der Pracht, welche seiner Würde nöthig war; dem Kaiser Maximilian I. schossen sie die zu seinen italiänischen Kriegen nöthigen Gelder vor, und der Kaiser Karl der V., der doch die halbe Welt beherrschte, nannte sie seine Freunde. So geehrt und

geschätzt kauften sie nun auch die Grafschaft Kirchberg und die Herrschaft Weisendorn und erhielten den Titel als Grafen. Ihr Reichthum war so groß, daß Kaiser Karl V., als er den königlichen Schatz zu Paris beschaute, gesagt haben soll: Zu Augsburg ist ein Leinweber, der das alles mit Geld bezahlen kann.

Auf diesem hohen Grade der Ehre und des Wohlstandes zeigten jetzt die Fugger auch eine ihrem neuen Stande angemessene Pracht und Freigebigkeit. Ihre Häuser, ihre Schlösser, ihre Gärten, ihre Zimmer waren mit kostbaren Teppichen, Bildsäulen, Malereien und andern Kunstwerken geziert. Sie gaben Feste und Ritterspiele, worin Fülle, Pracht und Menge, mit Geschmack und Niedlichkeit abwechselten. Dichter, Künstler, Gelehrte und Schauspieler waren in ihrer Gesellschaft und wurden von ihnen belohnt und unterhalten. Durch eine reiche Bibliothek und Kunstsammlung beschäftigten sie ihren Geist, und wenn sie nach Hof zogen, oder von Fürsten und Kaisern besucht wurden, erschienen sie mit einem fürstlichen Aufwande.

Aber nicht allein durch Pracht und Anstand beurkundeten die Fugger jetzt ihren Adel, sondern auch durch wohlthätige Anstalten und fromme Stiftungen für Arme und Nothleidende. Das große Armenquartier, von ihnen die Fuggerei genannt, das Holzhaus, das Siegenhaus, die Schule zu Babenhaußen, nebst so vielen andern Vermächtnissen und Stiftungen, ohne die tägliche Almosen zu nennen, sind noch die

sprechendsten Denkmäler ihrer Mildthätigkeit in und außer Augsburg. Darum sagt auch der Ehrenspiegel von ihnen: An den Fuggern ist des Heilands Zusage erfüllt worden: gebet, so wird euch gegeben.

Dem Ursprunge des mediceischen Hauses kann man nicht so genau auf den Grund kommen, wie jenem der Fugger. Es verliert sich in der stürmischen Geschichte der italiänischen Republicken. So viel findet man in der florentinischen Geschichte des Machiavelli, daß die Medicis anfänglich unbedeutende Kaufleute waren, welche nicht zu den adelichen Geschlechtern von Florenz gehörten. Nur durch Fleiß, Sparsamkeit und Klugheit sind sie zu dem Grade von Wohlstand und Einfluß gekommen, welcher ihnen den Herzogshut ihrer Vaterstadt verschafft hat.

Zur Zeit, als sie schon eines der ansehnlichsten Handelshäuser in Florenz gegründet hatten, war diese Stadt beständig durch Faktionen und bürgerliche Kriege zerrissen, und es ist zu verwundern, wie unter solchen Unruhen und Gewaltthaten nur ihr Handel fortblühen konnte. Sie selbst sind mehrmalen aus der Stadt verwiesen worden, und mußten sich in nachbarliche Städte flüchten, um gegen ihre Feinde sicher zu seyn. Während dieser Verfolgungen und Gefahren hat sich weder ihr Reichthum noch ihr Ansehen vermindert. Sie wußten sich mit seltner Klugheit durch die Faktionen zu schlagen. Durch ihre

Wohlthätigkeit gewannen sie die Liebe des Volkes, durch ihre Verdienste um das gemeine Beste die Achtung des Adels. So erhielten sie endlich die oberste Staatsgewalt und herzogliche Würde.

Auf dieser hohen Stufe der Ehre und des Glücks haben sie ihre vorige Mäßigkeit und Klugheit nicht vergessen. Sie regierten die Republick mit Kraft und Gerechtigkeit, sie wurden die Wohlthäter der Armen, die Freunde der Reichen und der Schrecken der Aufrührer. Sie verschönerten ihr Vaterstadt mit prächtigen Kirchen, Pallästen und gemeinnützigen Gebäuden. Sie schätzten und belohnten die Gelehrten und Künstler von ganz Italien, selbst gelehrt und Dichter. Ihre Söhne erhielten die ersten Würden der christlichen Kirche oder die Feldherrnstellen bei den Armeen. Um ihre Töchter buhlten Fürsten und Könige. Ihr Geschlecht gab der schönsten Epoche Italiens den Namen des Zeitalters der Mediceer. So weit haben es Handelsleute durch ihren Fleiß und Klugheit gebracht, deren Ahnen man entweder am niedrigen Webstuhle oder in einem kleinen Krämchen aufsuchen muß.

Auf der andern Seite giebt uns aber auch die Geschichte oder Zeitung eine Menge von Beispielen, daß Söhne und Töchter von sehr reichen Kaufleuten, durch Schwelgerei, falschen Ehrgeitz oder auch Betrug verführt, entweder im Armen- oder Hurenhaus oder gar am lichten Galgen verfaulen mußten. Ich will

davon nur eines hier anführen. Ein reicher Kaufmann hatte seine Handlung in eine Residenzstadt verlegt, und trieb nebst andern Geschäften auch Lieferungen an den Hof. Seiner Reichthümer wegen wurde er von den Höflingen und Finanzbeamten geachtet, denn beide hatten öfters seiner nöthig. Geschmeichelt von diesen Gunstbezeugungen erschienen sein Sohn und seine Tochter öfters bei Hof, und erhielten Besuche von Kavalieren und Ministern. In diesem Umgange vergaß jener seine Handlung, und wurde ein Spieler und Verschwender, diese ihre Eingezogenheit und Sittsamkeit, und wurde eine Kokette. Der Vater starb zu frühe für das Glück seiner Kinder, und diese verschwelgten das Vermögen, das er durch Fleiß erworben hatte. Als die Quelle, woraus sie so verschwenderisch schöpften, versiegt war, legten sie sich aufs Schuldenmachen, dann auf falsches Spiel, dann auf Betrug, endlich sogar auf Diebstahl. Die Tochter wurde eine gemeine Dirne und der Sohn mußte im Raspelhause arbeiten.

Ich habe hier und noch viel ausführlicher in dem ein und dreisigsten Kapitel meiner Schrift: die deutsche Nation und ihre Schicksale, Seite 130, die Art und Mittel angegeben, wie ein Handelsmann seine Reichthümer durch Fleiß und Rechtschaffenheit vermehren und seine Familie glücklich und groß machen könne. Er wird aber auch dem Staate und gemeinen Wesen große Dienste leisten, wenn er seine Kennt-

nisse und Geschicklichkeit zur Vermehrung der Nationalreichthümer anwendet. Wie er also zuvor als Hauswirth nur auf seinen Nutzen und den Wohlstand seines Hauses bedacht war, so kann er hier als Staatswirth den Nutzen eines ganzen Volkes befördern. Wir wollen daher auch hier von den Quellen der Nationalreichthümer reden.

Der Staatswirth.

Die erste und Hauptquelle alles Reichthumes ist unstreitig die Natur, oder die hervorbringende Kraft, womit Gott ein Land gesegnet hat. Aus der Erde gewinnt der Mensch die Früchte, die ihn ernähren und bekleiden; das Wasser und die Erde erhalten die Thiere, welche er zur Speise oder Arbeit benutzt, die Erde und das Wasser geben ihm endlich die rohen Stoffe, welche verarbeitet, ihn decken, schützen und angenehm reizen.

Die natürliche Güte eines Landes ist aber eine nicht gar ergiebige Quelle des Reichthums, wenn sie nicht gehörig benutzt wird. Auch machen nicht alle rohen Naturprodukte sogleich einen Gegenstand des Nutzens oder Genusses aus. Sie müssen erst gereinigt, zubereitet und bearbeitet werden. Zu der Natur muß also noch der Kunstfleiß treten, wenn die natürlichen Erzeugnisse der Erde den Nationalreichthum vermehren sollen. Preußen besitzt einen bei weitem nicht so ergiebigen Boden, als Spanien und Pohlen, und doch bringt es verhältnißmäßig aus demselben mehr hervor,

als jene Staaten aus dem ihrigen. In Holland taugen, wie das Sprichwort sagt, die vier Elemente nichts; aber das fleißige Volk hat sich eine neue Erde durch Dämme, ein neues Feuer durch den Torf, ein besseres Wasser durch Sichtung, und eine bessere Luft durch Austrocknung gewonnen. Die köstlichen Produkte, welche ihm der enge karge Boden seines Mutterlandes versagt hatte, suchte es auf den Inseln der andern Welttheile. Durch Kunstfleiß und Handel wurde es reicher, als Völker, welche das Paradies von Europa besaßen.

Einige Staatswirthe oder Wirthschaftsgelehrte, welche sich Physiokraten nannten, wollen nun die Landwirthschaft für die unter allen Umständen einträglichste Beschäftigung halten, weil sie nebst dem Arbeitslohne und den Gewinnsten an dem darauf verwendeten Kapitale auch noch einen reinen Ertrag, nämlich die Landrente, hervorbringen; selbst der scharfsinnige Smith ist dieser Meinung. Allein die Landwirthe bringen, im Grunde betrachtet, eben so wenig etwas neues hervor, als die Fabrikanten; sondern beide bereiten nur die rohe Masse der Natur zu etwas zu, was dem Menschen dienlich ist. So wenig wir uns mit den Bestandtheilen des Flachses, der Wolle oder des Holzes ohne die Arbeit des Handwerkers bekleiden oder decken können, eben so wenig können wir, wenigstens in wilden, unangebauten Gegenden, die Bestandtheile des Mistes, des Kalkes, des Thons, ohne die

Arbeit des Landwirths genießen. Unser Deutschland würde, nach Tacitus, ohne die Arbeit der Menschen eben so wenig Getraide, Wein, Obst ꝛc. als Kleider, Häuser und Geräthschaften hervorgebracht haben. Der Handwerker hilft also der Natur, wie der Landwirth; jener, daß ihr Produkt zur Kleidung, zur Wohnung ꝛc., dieser, daß es zur Speise ꝛc. dient. Ohne den Handwerker würde das Holz, die Wolle, das Eisen so wenig zu des Menschen Wohnung, Kleidung und Vertheidigung, als ohne den Landwirth der Dünger, die Thonerde, das Regenwasser ꝛc. zur Nahrung bequem seyn. Beide also (sowohl der Handwerker als Landwirth) helfen etwas verfertigen, was der Mensch zu seinem Unterhalte braucht.

Die Manufakturen bringen aber auch, wie die Landwirthschaft, nebst Erstattung des Arbeitslohns und den Gewinnsten am Kapitale, noch einen reinen Uiberschuß hervor; welches viele ökonomische Schriftsteller, und selbst Herr Smith, nur der Landwirthschaft zugestehen wollen. So wie die Landwirthe in einem Staate, nebst ihrem Unterhalte und den Zinsen des darauf verwendeten Kapitals, noch durch die Landrente oder das überflüßige Produkt eine Menge anderer Menschen ernähren, eben so liefern die Handwerker, nebst dem Produkte, durch dessen Werth sie sich ernähren, oder sich ihr Kapital nebst den Zinsen daran erstatten, noch einen Uiberschuß für viele andere Menschen. Der ganze Irrthum scheint nur darin zu liegen, daß man

bei der Landwirthschaft das Kapital von der Landrente unterscheiden kann. Allein diese Landrente ist im Grunde nichts anders, als die Zinsen von dem Kapitale, das der Ankauf der Güter kostet. Es verhält sich ungefähr eben so damit, als wie mit den Werkzeugen oder den nöthigen Gebäuden, oder geliehenen Kapitalien eines Meisters oder Handwerkers; denn diese sind, wie das Sprüchwort sagt, desselben Acker und Pflug. Wie man den Pachtzins eines Gutes eine Landrente nennt, mit eben dem Rechte könnte man den Pacht- oder Leihzins, z. B. einer Mühle, eines Brau- oder Backhauses, eines Webstuhles, oder eines für Manufakturen geliehenen Kapitals, eine Mühl-, Brau-, Back-, Web- oder Manufakturrente nennen. Die Rente, oder das reine Produkt der Manufakturen und Handwerke, steckt meistentheils in den Gewinnsten am Kapitale, und diese können oft größer seyn, als jene eines Landgutes; wie es denn oft Ländereien giebt, die gar keine Rente tragen *).

Der Kunstfleiß gründet sich entweder auf die Verbesserung der Menschen, oder der Thiere, oder der Werkzeuge und Maschinen, welche dazu erfordert werden. Je mehr Erstere in ihren Handwerken und Künsten geübt, die andere gut gezogen und abgerichtet, und die letztere verbessert und vervielfältigt werden,

*) Ich habe über diese und die folgenden Gegenstände weitläufiger in dem zweiten Theile meiner europäischen Republik abgehandelt.

je mehr und köstlichere Waaren können sie hervorbringen. In dem einfältigen Zustande der menschlichen Gesellschaft baute noch jeder Hausvater sein Feld und sein Haus selbst, er erjagte sich seine Nahrung und seine Kleidung, und mußte seine Familie selbst vertheidigen. Bei solchen Umständen konnte er es weder in einer noch der andern Kunst weit bringen. Seine Produkte waren gering und einfach, sein Gewinn kärglich. Kräuter, Vieh, Thierhäute, Milch, Käse, eine Hütte und einige Werkzeuge waren sein ganzer Reichthum.

Viel größer wurde der Wohlstand der Völker, als sie sich in Staaten und unter Gesetze vereinigten. Sie sahen bald ein, daß sie die Fertigkeit in ihrer Arbeit erhöhen, und das Produkt derselben verbessern würden, wenn sie dieselbe unter sich vertheilten. So unterzog sich der Landwirth dem Feldbaue, der Handwerker einem besondern Handwerke, der Künstler einer besondern Kunst. Jeder dieser nur mit einem Gewerbzweige beschäftigten Arbeiter vermehrte daher täglich seine Geschicklichkeit in demselben, folglich die Produkte seiner Arbeit und den Reichthum seiner Nation.

Kein Volk der Erde hat es vielleicht in diesem Kunstfleiße weiter gebracht, als das englische. Nicht nur daß seine Fabrikanten und Handwerker sich eine vorzügliche Geschicklichkeit in ihren Arbeiten erworben haben, auch ihre Werkzeuge und Maschinen sind so vervielfältigt und vervollkommnet worden, daß sie öfters

die Kräfte der Menschen und des Viehes ersetzen können. Dieses Land hat

An Fabriken	Arbeiter	Werth des Produkts
in Wolle	1,500,000	15,700,529 Pf. St.
Metall	900,000	9,000,000
Leder	700,000	11,725,000
Seide und Baumwolle	300,000	3,925,000
Flachs und Hanf . .	200,000	2,500,000
Glas, Stein, Papier	230,000	1,500,000
	3,830,000	44,350,529

ohne die Handwerker und Taglöhner.

Diese Menschen, Thiere und Maschienen oder Werkzeuge erfordern einen gewissen Vorrath oder ein vorräthiges Kapital, wodurch sie entweder verfertigt, oder angeschafft, oder unterhalten werden. Dieses Kapital ist anfänglich von dem überschüssigen Produkte der Landwirthe und Handwerker gesammelt worden, und wird nach Maasgabe der Konsumption wieder durch dasselbe ersetzt, oder vermittelst desselben von den Produzenten erhandelt. Da nun der Landwirth oder der Handwerker viel Zeit und Arbeit verlieren würden, wenn beide sich ihre Produkte selbst zuführen oder selbst verhandeln wollten, so haben jene unter ihnen, welche sich ein beträchtliches Kapital gesammelt hatten, es gegen einen billigen Gewinnst übernommen, einem jeden die verlangte Waare des andern zuzuführen. So entstand also nebst der Landwirthschaft und den Handwerken noch der Handel. Das von den einzelnen

Handelsleuten gesammelte und durch Betriebsamkeit vermehrte Nationalkapital ist die dritte Quelle der Reichthümer. Wir wollen durch einige Beispiele sehen, wie sehr es durch Handel vergrößert werden könne.

Das ursprüngliche Kapital der ostindischen Kompagnie in England war im Jahre 1599, wo sie errichtet wurde, nicht größer als 369,891 Pf. St. Dasselbe hatte sich aber bald verdoppelt; denn im Jahre 1685 hatte die Kompagnie schon einen Werth von 1,704,422 Pf. St. beisammen. Vom Jahre 1697 bis 1773 führte sie nach Indien für 32,202,752 Pf. St. 11 Schillig 6 Pence aus; dagegen bekam sie von dort für 74,997,971 Pf. St. 19 Schilling und 3 Pence an Werth zurück, ohne die Gewinnste des Schleichhandels. Vor dem letzten Kriege wurde der Gewinn der Kompagnie, nach Abzug aller Kösten, jährlich auf 2,789,000 Pf. St. gerechnet; wie hoch muß er während desselben gestiegen seyn?

Das ursprüngliche Kapital der ostindischen Kompagnie von Holland war 6,459,840 fl. Davon betrug vom Jahre 1649 bis 1720 die Summe der Austheilungen oder des reinen Gewinstes 105,040,000 fl., ohne die Menge der Schiffe und des Schiffvolks zu rechnen, welche durch sie unterhalten wurde. Vom Jahre 1598 bis 1648 giengen 334 Schiffe, und vom Jahre 1648 bis 1703 deren 1051 von Ostindien nach Holland. Im Jahre 1672 kamen dorther 14 Schiffe

mit 140 Tonnen Goldes belastet, und im Jahre 1697 eine Flotte an, deren Waaren beim Einkaufe auf fünf, beim Verkaufe aber auf zwanzig Millionen geschätzt wurden. So sehr haben zwei einzige Kompagnien den Reichthum ihrer Länder vermehrt.

Der Vorrath des Nationalkapitals besteht entweder in wirklichen Waaren oder in deren Zeichen, dem baaren Gelde. Das Geld ist aber nur in so weit ein wirklicher Reichthum, als es die Waaren vorstellt, und folglich selbst als eine Waare gilt. Daher steigen die Preiße der Waaren in einem Lande, wo viel Geld ist, sie fallen, wo wenig davon sich vorfindet. Das Volk oder der Kaufmann irren sich sehr, welche glauben, daß Gold, Silber und Geld den größten Reichthum eines Landes ausmache. Im Gegentheile sind solche Völker immer reicher geworden, welche Handel und Fabriken hatten, als welche Gold- und Silberbergwerke besaßen. Das eigentliche Venedig ist ein Inselsund, und Holland eine Wüste oder ein Morast gewesen. Nichtsdestoweniger haben beide Republicken bald die Spanier und Hungarn an Reichthümern übertroffen, welchen die Natur das Gold in Europa und Amerika zugetheilt hatte. Ja dieser Uiberfluß an Gold hat letztern Völkern mehr geschadet als genützt. Sie und ihre Fürsten glaubten, daß, wenn sie jährlich über eine so große Summe von Gold und Geld zu gebieten hätten, sie der Betriebsamkeit entbehren könnten; sie vernachlässigten daher ihre

Fabriken und ihren Handel; indessen die fleißigen Engländer und Holländer durch Industrie mehr von ihrem Golde an sich zogen, als sie selbst übrig hatten. Ihre Fürsten waren am Ende noch gezwungen, Geld bei Völkern zu leihen, welche ursprünglich nichts als Moräste und Sand hatten.

Um den größern Vorrath von Geld entbehren zu können, sind die Handelsvölker endlich auf den Gedanken verfallen, durch Papier und Scheine dasselbe zu ersetzen. Sie schufen Wechsel- und Staatspapiere, und endlich eine Nationalbank. Dieser wurde ursprünglich ein ansehnliches Kapital zugelegt, welches sich zeitlich vermehrte, und durch Banknoten oder beglaubigte Scheine die baare Münze vorstellte. Um aber eine solche Anstalt mit Vortheil und Bestand erhalten zu können, ist es nothwendig, daß der Gläubiger Zutrauen zu ihr gewinne. Das Volk, welches sie errichtet, muß also den Namen eines redlichen und reichen haben, und sich selbst kreditiren. Daher sind solche Anstalten nur bei reichen Handelsstaaten, wie in England, Holland und Hamburg zu Stande gekommen. Dagegen sind sie, wie man es in der Geschichte des Law sehen kann, in Frankreich zu Grunde gegangen, weil die Regierung zu der Zeit kein Vertrauen besaß. Die holländische Bank ist hauptsächlich errichtet worden, um das abgenützte Geld ausser dem Laufe zu bringen; aber die englische wurde zugleich eine Handlungs- und Staatsmaschine. Durch

sie werden auf der einen Seite Handlungsgeschäfte getrieben, auf der andern schießt sie der Regierung im Falle der Noth Gelder vor, wofür ihr einige Abgaben gestattet werden, welche sie von dem Volke selbst hebt. Man sagt zwar, daß mehr Banknoten im Umlaufe wären, als die Bank wirkliches Kapital besitze, allein der Kredit macht in England alles, und es konnte dem Herzog von Choiseul nicht gelingen, die Bank zu sprengen, so große Summen er auch auf den Einkauf von Banknoten verwendet hatte. Die Reichen und Handelsleute der Nation unterstützten ihren Kredit, und man zahlte am Ende, um Zeit zu gewinnen, die Emissäre des französischen Ministers so lange mit kleiner Münze aus, bis der Zuschuß vorhanden war, wodurch die Bank gedeckt wurde.

Für die Verwendung des Nationalkapitals giebt es wohl keine allgemeine Regeln. Hierin müssen sich die Regierungen und Kapitalisten nach Zeit und Umständen richten. In einem Zustande oder Zeitalter, wo die Kultur noch nicht gar hoch gestiegen ist, werden jene Kapitalien, welche auf Handel und Fabriken verwendet werden, mehr einbringen, als diejenigen, welche den Ackerbau beschäftigen, und es wäre thöricht, bei solchen Umständen ein Volk durch Fabrik- und Handelsverbote zu beschränken. Daher sind auch zu der Zeit die Landgüter in keinem hohen Werthe. Indessen wird bei steigender Kultur die Landwirthschaft immer einen sicherern und dauerndern Gewinn gewäh-

ren, als Handel und Fabriken. So wie nämlich die Konkurrenz in beiden letztern Gewerbzweigen sich vermehrt, so vermehren sich auch ihre Produkte und die durch sie gewonnenen Kapitalien. In einem reichen, kultivirten Lande werden daher die Zinsen der Kapitalien in eben dem Verhältnisse fallen, als die Preise der Landgüter und der durch die Landwirthschaft hervorgebrachten Lebensmittel steigen. In dem Mittelalter waren oft 8 bis 10 Prozent durch Gesetze erlaubt worden, jetzt erhält man gemeiniglich nur 4 Prozent, oft nur 2. Wenn eine Regierung erfahren will, ob in einem Staate die Landwirthschaft, oder die Manufakturen, oder der Handel eines Antriebs oder einer Unterstützung bedürfen, muß sie nur acht geben, auf welchen dieser drei Gewerbzweige oder auf welche ihrer Produkte die klugen Handelsleute ihre Kapitalien verwenden. Man kann in der Regel annehmen, daß diese es immer besser, als die Finanzminister verstehen, durch welches Gewerbe oder durch welchen Handel ihr und das Nationalkapital am füglichsten vermehrt werde. Wir wollen darüber die Geschichte reden lassen.

Im ursprünglichen Zustande der bürgerlichen Gesellschaft war der Handel nur auf den Tausch zwischen den Landwirthen und Handwerkern, oder auch nur zwischen den Bürgern eines und desselben Staates eingeschränkt. Sowohl sein Umfang als seine Gewinnste blieben unbeträchtlich. So war der Handel bei den Spartanern und alten Römern. Sie haben sogar

Geld und üppige Gewerbe verboten, weil sie glaubten, sie schwächten den Patriotismus und die kriegerischen Tugenden. Es gab aber Völker, welche entweder ein unfruchtbares Land, oder eine Meeresküste bewohnten, wie z. B. die Phönizier, Kartaginenser, Venetianer und Holländer. Diese mußten sich also auf den Handel mit auswärtigen Völkern legen, um sich die Waaren und Reichthümer zu verschaffen, welche sie selbst nicht in ihrem Lande, oder wenigstens nicht in der gehörigen Menge, hervorbringen konnten. Da nun diese Völker die Vortheile der Erde nicht hatten, so bedienten sie sich der Vortheile des Wassers (der Flüsse, der Meere), an welchen sie ihre Sitze aufgeschlagen hatten. Sie legten sich auf den Schiffbau und die Schifffahrt, und verbreiteten so den Handel in alle Welt.

Mit dem Anwachse ihres Handels und ihrer Reichthümer vermehrte sich auch ihre Bevölkerung. Viele ihrer Bürger suchten daher mit ihren Schiffen fremde Länder und noch unbebaute Inseln auf, und legten dort Kolonien an. Durch dieselben erhielten sie eine Menge sowohl Natur = als Kunstprodukte, welche andere Völker nicht kannten, und verkauften sie mit um so größeren Gewinn, als sie seltner waren.

Der Handel mit auswärtigen Völkern und durch Kolonien erfordert aber ein weit größeres Kapital, als der unter den Bürgern eines und desselben Staates. Diejenigen Völker, welche ihn treiben, errichteten

daher Handlungsgesellschaften oder Handlungskompagnien, zu welchen mehrere reiche Bürger und Kaufleute einen Theil ihres Kapitals schossen, um die gehörige Summe, welche ein so kühnes Unternehmen erforderte, aufzubringen. Man nennt diese Zuschüsse Aktien, und den aus dem Gewinnste jedem nach Verhältniß seines Zuschusses zukommenden Theil den Dividend. So kam es oft, daß solche Handlungskompagnien nicht nur unermeßliche Reichthümer, sondern ganze Königreiche gewonnen haben, welche sie unter der Oberherrschaft ihrer Regierung selbst verwalteten. Man kann es in der alten Geschichte lesen, welche große Vortheile sich die Phönizier und Kartaginenser durch Handel erworben hatten. Letztere wurden bald so mächtig, daß sie allein den Römern die Herrschaft der Welt streitig machen konnten. In neuern Zeiten haben Venedig, Holland und England durch ihren Handel noch größere Dinge unternommen.

Erstere Stadt war ursprünglich nichts anders, als ein unfruchtbarer Inselsund, worauf sich einige Fischer ernährt oder geflüchtet hatten; aber sie wurde durch den Handel, wozu sie gleichsam gezwungen war, bald so reich und mächtig, daß sie einen großen Theil des festen Landes in Italien und kleine Königreiche in dem mittelländischen Meere erworben hatten. Schon im vierzehnten Jahrhundert glich Venedig mehr einem Gebäude von Pallästen, als dem Aufenthalte von Schiffern und Handelsleuten; und im fünfzehnten

schlossen die größten Mächte Europens Bündnisse gegen sie, um ihre Macht zu brechen.

Holland war ursprünglich nur ein Morast, von einigen armen Hirten und Häringsfischern bewohnt; es wurde aber in kurzer Zeit eine mächtige Republik, welche den Reichthum der Erde an sich gezogen, Königreiche in andern Welttheilen erobert, und die mächtigsten Könige *) in Europa gedemüthigt hatte. Ja sogar jene Monarchen, welche es anfänglich unterdrücken wollten, mußten am Ende noch sein Geld und seine Hilfe nachsuchen.

Unter allen Völkern, welche in alten und neuen Zeiten Handel getrieben hatten, wird England oben an stehen. Denn bei diesem kömmt alles zusammen, was ein Volk bereichern kann: ein guter Boden, ein großer Kunstfleiß, eine freie Regierung und die Lage mitten im Meere. Man giebt die Summe aller in England bebauten Aecker auf 41,962,470 Morgen an, wovon der jährliche Ertrag eines jeden 36 Rthlr., folglich der sämmtliche Ertrag auf 307,699,992 Rthlr. geschätzt werden könnte. England allein soll 12,982,000 Schafe haben, wovon für 120,000 Pf. St. allein an Wolle gewonnen und im Lande verarbeitet wird. An Hornvieh, Schweinen und anderm Viehe hat es Uiberfluß. Die Anzahl der englischen Pferde soll sich auf 500,000 belaufen. Den Fischfang treibt es auf allen

*) Philipp II. und Ludwig XIV.

seinen Inseln und in allen Welttheilen. Wir haben oben schon die Anzahl seiner Fabrikanten auf 3,830,000 und den Werth ihres jährlichen Produkts auf 44,330,529 Pf. St. angegeben, ohne die Handwerker und Taglöhner.

Dieses sind die Quellen der brittischen Reichthümer im Mutterlande. Zu den Schätzen anderer Länder und Welttheile wußte sich das unternehmende Volk den Weg durch seine Schiffahrt, seine Flotten, seine Handlungskompagnien und seine Kolonien zu bahnen. Die Engländer besaßen bald in Osten und Westen ganze Königreiche, deren Erzeugnisse in Baumwolle, Tabak, Kaffee, Zuker, Indigo, Stoffen, Thieren und Thierhäuten ihnen unermeßliche Reichthümer einbringen. Ihre Handlungskompagnien sind mächtige und reiche Staaten im Staate. Sie handeln nach Ost- und Westindien, haben eigne Flotten und eigne Regierungen. Durch die Bank wird der Handel und die Regierung zugleich in Kredit erhalten. Ihre Marine zählt über tausend Schiffe, worunter an die zweihundert Linienschiffe bewaffnet sind. Im verflossenen Kriege eroberten sie damit die Inseln und Flotten der übrigen Völker in Europa, und zogen den Handel der Welt fast allein in ihre Seehäfen.

Dieses Volk und seine Regierung kann aber nicht allen Völkern und ihren Fürsten zum Muster der Staatswirthschaft dienen. Um es so weit in Reichthum und Handel zu bringen, dazu gehören günstige

Umstände und die Lage einer Insel. Ein Volk, welches keine beträchtliche Seehäfen und auswärtige Inseln oder Kolonien, aber ein ergiebiges Land besitzt und durch eine ständige Landarmee vertheidigen muß, würde sehr unklug handeln, wenn es alle Kräfte seines Staates auf den Handel und die Schiffahrt verwenden wollte. Man kann dieses nicht deutlicher, als in der Geschichte Frankreichs, besonders unter Heinrich IV. und Ludwig XIV., sehen. Ersterer hatte nach dem Rathe seines Ministers Sülly vorzüglich den Landbau und die Landtruppen in Frankreich in Aufnahme gebracht; daher blühete auch unter ihm dieses Reich. Es hatte eine hinlängliche Armee, um das Gleichgewicht unter den Völkern zu erhalten und einen vorräthigen Schatz, um dazu die schnelle Hilfsmittel herbeizuschaffen. Dagegen verwendete Ludwig XIV. auf den Rath des Ministers Colbert, selbst durch Zwang, den größten Theil der Nationalkräfte und des Nationalkapitals auf Manufakturen, eine Marine und einen Handel, welcher seinem Reiche nicht angemessen war. Da er nun, um seinen Ehrgeiz zu befriedigen, zu Wasser und zu Land zugleich Sieger und Meister seyn wollte, so geschahe es, daß er am Ende seiner glänzenden Regierung seine Flotten und Armeen geschlagen, seine Inseln erobert, sein Land verarmt und mit Schulden belastet hinterlassen mußte. Hätte die Königin Anna nicht den Utrechter Frieden mit ihm geschlossen, die gegen ihn verbundenen Mächte

würden, wie sie es jetzt thaten, ihm Gesetze in seiner eignen Hauptstadt vorgeschrieben haben.

Viel klüger giengen die Könige von Preußen, Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II., zu Werk. Da sie sahen, daß ihr Reich mehr durch Beförderung der Landwirthschaft, der Manufakturen, und einer gutgebildeten Landarmee, als durch ausgebreiteten Handel und kostspielige Flotten aufrecht erhalten werden könnte, so trieben sie durch gestattete Freiheiten und Unterstützungen ihre Unterthanen hauptsächlich zu beiden erstern Gewerben an, und unterhielten einen Schatz und eine gutgebildete Armee. Jenen sammelten sie sich von dem überschüssigen Nationalkapital, welches sie, ohne die Belebung der Industrie zu lähmen, entbehrlich glaubten, ja sie liehen davon gegen mäßige Zinsen noch an arbeitsame Bürger aus, um dadurch den Gewerben und Fabriken neuen Antrieb zu geben. Ihre Armee bestund entweder aus Landleuten, welche nach der jährlichen Waffenübnng wieder nach Hause gehen, und ihr Feld bauen konnten, oder aus fremden Soldaten, welche so mäßig ernährt und gekleidet, und in die Provinzen umhergelegt waren, daß ihr sparsam aus der Staatskasse bezahlter Sold auch wieder in die Länder oder auf die Bürger zurückfloß, denen er durch die Abgaben entnommen wurde. Durch solche Mittel brachten diese Könige von Preußen ihre nicht gar ergiebigen Länder zu einem angemessenen Nationalreichthume und konnten mit

einer Bevölkerung von kaum sechs Millionen Menschen eine Armee von 200,000 Mann, 15 großen Festungen und ein treues Ministerium unterhalten.

Die Erfahrung und Geschichte lehrt, daß ein Fürst nicht sowohl unmittelbar, oder durch Verbote oder Gebote, den Nationalreichthum seiner Staaten befördern müsse, sondern vielmehr mittelbar, durch Aufmunterung und Unterstützung *).

Uiberhaupt gleicht der Handel an Flüssigkeit, Feinheit und Beweglichkeit dem Elemente, womit er getrieben wird. Wenn man das Wasser auch auf einer Seite dämmen, zurückhalten und in seinem natürlichen Laufe hemmen will, so drängt es auf der andern Seite wieder vor, und sollte es durch Risse und Uiberschwemmungen seyn. Auch hält sich der Handel, wenn keine besondere Stürme eintreten, wie das Wasser, in beständigem Gleichgewichte. Wird eine Waare seltner, so steigt ihr Preiß; wird sie angehäuft, oder in größerer Menge herbeigeführt, so fällt derselbe. Dieser Maaßstab gilt selbst, wie wir bemerkt haben, für das Verhältniß des Geldes zu den Waaren; denn das Geld ist im Grunde selbst nur eine Waare. Das Verbot fermder Waaren in einem Lande befördert den Schleichhandel und macht eine ungeheure Menge von Mauthbedienten nothwendig, deren Unterhalt und

*) Von den gehörigen Beschränkungen werden wir in der folgenden Abhandlung reden.

Besoldung öfters mehr kostet, als die verbotenen Waaren im natürlichen Preiße werth sind. Dabei sind diese Wächter meistens arme oder an Müßiggang gewöhnte Leute, wovon ein großer Theil der Bestechlichkeit nicht widerstehen kann. Hätte Napoleon anstatt die Kolonialwaaren durch Dekrete zu verbieten, die Armeen, welche er für deren Aufrechthaltung aufgeopfert hat, nach Asien und Afrika geführt, um dort am mittelländischen Meere Zuker-, Kaffee-, Baumwoll- und andere Pflanzungen anzulegen, er würde den englischen Kolonialwaaren mehr Schaden gethan haben, als durch deren Verbot oder Verbrennung. Wir haben hier nur zeigen wollen, wie sehr geschickte Handelsleute den Nationalreichthum vermehren können. In wie weit und durch was für Mittel ein Fürst oder eine Regierung hierin wirken sollte, davon werden wir im folgenden Buche reden.

Der Fürst

oder

Staatsminister.

Die Geschichte ist die Schule der Fürsten. Ihnen kömmt es zu, sich durch die Fehler verflossener Jahrhunderte belehren zu lassen, um ähnliche zu vermeiden.

Friedrich II.

Einleitung.

Ein jeder Staat hat vor allem gute Gesetze und eine auf seine Eigenheiten passende Verfassung nöthig. Diese ihm zu geben, wird vor allen Dingen ein Gesetzgeber oder ein gesetzgebender Ausschuß erfordert. Da aber dazu Philosophie und Staatsklugheit, Theorie und Praxis zugleich gehört, so habe ich die Schilderung eines Gesetzgebers in den dritten Theil dieses Werks verlegt, wo die Gottes- und Weltweisen dargestellt werden sollen. Hier ist also nur von den regierenden oder verwaltenden Staatsleuten die Rede.

Ein jeder Verwaltungszweig braucht mehrere Stellen und Beamten, unter welche die einzelnen Geschäfte vertheilt sind. Da sie aber in allen guteingerichteten Staaten nur von einem obern Staatsbeamten die Weisung und den Antrieb in ihrer Geschäftsführung erhalten, so kömmt es auch hauptsächlich nur auf diesen an, ob sie gut gewählt, und ob ihre Geschäfte im gehörigen Gange erhalten werden. Der Fürst und der oberste Staatsminister sind daher der Hauptgegenstand der folgenden Abhandlung. Von den Erfordernissen und Eigenschaften der untern Staatsbeamten werde ich in dem Kapitel: der Gelehrte, reden.

Von der Erwerbung der fürstlichen oder Staatsgewalt.

Bei Staatssachen geht in der Theorie alles durch Mehrheit, in der Praxis aber durch Einheit. Jede Staatsverhandlung ist ihrer Natur nach monarchisch; denn wenn auch in einer Republik bei der Gesetzgebung das Volk oder seine Stellvertreter in großer Zahl mitwirken und mitstimmen, so ist es doch immer nur Einer, welcher die Gesetze in Vorschlag bringt; und wenn auch bei der Staatsverwaltung die Geschäfte in mehrere Zweige oder unter mehrere Staatsbeamten vertheilt sind, so ist es doch wieder nur Einer, von welchem sie den obersten Antrieb, die oberste Leitung erhalten. Selbst bei der Justizverwaltung kömmt es hauptsächlich auf den Referenten oder Präsidenten oder auch auf den Advokaten an, wie der Urtheilsspruch abgefaßt werden soll. Die Erwerbung der fürstlichen oder Staatsgewalt ist also das Erste, worauf ein praktischer Staatsmann oder ein Fürstengeist sehen muß.

Die Staatsgewalt oder das Fürstenthum wird entweder durch Geburt, oder durch Wahl, oder durch Gewalt selbst erworben. Von der erstern Art wollen wir nicht reden, denn ihre Erwerbung erfordert weder Klugheit, noch Muth, noch Wissenschaft. Sie ist durch die Gesetze, das Erbrecht und das Herkommen geheiligt, wie man dies in allen unsern Erbstaaten

sieht. Die letztere Art der Gewalterwerbung ist nur bei Revolutionen oder durch Eroberungen möglich; desto gewöhnlicher kömmt aber ein Staatsmann durch Wahl auf seine Stelle. Er wird entweder von dem Volke, oder einem Erbfürsten zur Staatsverwaltung gewählt und berufen. Obgleich nun sowohl jenes, das Volk, oder dieser, der Fürst, ihre Günstlinge nach Wohlgefallen, auch wohl nach Launen befördern, so werden doch sowohl bei einem als dem andern besondere Künste und Mittel erfordert, um ihre Gunst zu erhalten. Einige dieser Mittel sind edel und sollten allein gelten. Da aber die Welt und die Staaten nun einmal im Argen liegen, so müssen wir auch die niedrigen und schlechten Mittel angeben, damit sie bekannt und eben dadurch vermieden werden.

Machiavelli will behaupten, daß ein Volk in Auswahl seiner Beamten viel unpartheiischer und dankbarer seye, als ein Fürst; allein nach der geschichtlichen Erfahrung sind sich beide in diesem Punkte so ziemlich einander gleich. Es hat Fürsten und Völker gegeben, welche sich in Auswahl ihrer Beamten klug, edel und dankbar bewiesen haben; es hat aber auch Fürsten und Völker gegeben, welche bei einem so wichtigen Punkte nach der blindesten Neigung, dem verkehrtesten Sinne und dem schändlichsten Undanke gehandelt haben. Es wird gut seyn, wenn ich hier von beidem Beispiele gebe.

Philippus und Scipio hatten das römische

Volk beleidigt; aber da es auf die Ernennung eines Feldherrn oder klugen Rathgebers ankam, vergaß es ihre Beleidigungen und siegte selbst über seine Rache. Philippus und Scipio erhielten die ersten Stellen blos durch ihre Verdienste, und ersterer konnte sich rühmen, alle Aemter, welche in Rom ehrenvoll waren, ohne Bemühung, das Volk zu gewinnen, erhalten zu haben.

Manlius Torquatus wurde durch die erste Zenturie, welche aus jungen, stürmischen Bürgern bestand, zum Konsul gewählt; sogleich widersetzte er sich dieser Wahl und sagte: Hannibal braucht einen andern Gegner als mich. Die Zenturien bestehen auf ihrer Wahl, Manlius auf seiner Weigerung. Die Wählenden besprechen sich hierauf mit den ältern Bürgern, und wählten den Marcellus und Fabius. „Mag es auch, ruft hier Livius aus, eine Republik „von Philosophen geben, da dies doch mehr Gedicht „der Gelehrten, als Wirklichkeit ist, so kann doch der „Adel unmöglich mehr Mäßigung und Gesetztes in „der Herrschaft, und der Pöbel bessere Sitten haben, „als hier.“

Ein schönes Beispiel von der Beamtenwahl eines Fürsten giebt uns Heinrich IV, König von Frankreich. Er wählte sich, als er zum Throne kam, den Sülly zu seinem Minister, dessen Redlichkeit und Staatskenntniß er schon in seinem Unglücke geprüft hatte. Dieser brachte die Finanzen und das Kriegswesen in

Ordnung und rettete durch seine Sparsamkeit Frankreich von dem Untergange. Heinrich war großmüthig, freigebig und verliebt, Sülly aber ernsthaft, strenge und klug. Heinrich wollte von seinem Minister eine beträchtliche Summe für seine Maitresse ausgezahlt haben, dieser aber zerriß die Anweisung vor seinen Augen. Der Monarch, solcher Kühnheit von seinen Dienern nicht gewöhnt, sagte: Ich glaube, ihr seyd ein Narr; der Minister aber antwortete kalt und fest: Wollte Gott, es gäbe keinen größern Narren in ihrem Reiche, als ich bin: der König erkannte sein Unrecht. Die Maitresse mußte die Pension entbehren; Heinrich aber erhielt sich und seinem Reiche einen großen Minister und Freund. Mag es auch, rufe ich hier aus, viele Fürsten gegeben haben, welche in Auswahl ihrer Staatsbeamten Klugheit und Unpartheilichkeit bewiesen haben, so wird man doch schwerlich so viel Edelmuth von Seiten des Herrn, und so viel Gradheit von Seiten des Dieners finden, als hier.

Diesen edlen Beispielen, in Rücksicht der Wahl, wollen wir nun die unedlen und niederträchtigen entgegenstellen.

Nachdem in der athenienſischen Republik die alte Verfassung des weisen Solon durch die gleisenden Künste des Perikles untergraben war, kam die Staatsgewalt fast ganz in die Hände des Volkes. Von nun an trieb es seine redlichsten und geschicktesten Staatsbeamten ins Elend, und wählte meistens

Schwätzer, Schmeichler und die elendesten Demagogen. Darunter zeichnete sich besonders ein gewisser Kleon aus. Er hatte sich durch seine Späße, seine Schmähworte auf die Edlen und seine Großsprechereien bei dem Pöbel beliebt gemacht, und wurde zu den ersten Staatsämtern, sogar zur Feldherrnstelle, erhoben. Zu seinem und des Volkes Unglück gewannen die Truppen, welche man ihm anvertraut hatte, einige Vortheile gegen den Feind; und nun stieg die Gunst des Volks zu einer wahren Tollheit. Die Edlen wurden von den Aemtern und lauter ungeschickte Leute an ihre Stelle gebracht; die Republik war von Innen und Außen zerrüttet. Auch nachdem dieser Elende seinen Wirkungskreis verloren hatte, fühlte man noch lange die traurigen Folgen seiner unsinnigen Wahl. Diese Geschichte gab dem Aristophanes den Stoff zu einem seiner besten Lustspiele: die Ritter genannt.

Von der üblen Auswahl der Fürsten haben wir treffende Beispiele an Ludwig XIII. von Frankreich und der Königin Anna von England. Ersterer, ein schwacher Prinz, der immer geleitet seyn mußte, wählte seine Minister meistens nach Launen, bis er von dem Geiste Richelieu's beherrscht wurde, dem er wider seinen Willen das Staatsruder überlassen mußte. Vorher hatte er aber einen eitlen, höfischen, ungeschickten Buben, den de Luines, zum ersten Staatsamte erhoben, welcher durch Späße, Vogelschlingen und sonstige Spielereien seine Gunst gewonnen und

durch seine Aufgeblasenheit den bürgerlichen Krieg erweckt hatte. Der Hof und das Reich kamen zugleich in Verwirrung, bis er gestürzt war.

Die Königin *Anna* von England hatte lange sich von der Herzogin, und ihr Reich durch den Herzog von *Marlborough* beherrschen lassen. Letzterer hat die Armee des stolzen Ludwigs XIV. geschlagen und England groß gemacht; allein die schwache Königin konnte den großen Geist dieser gewaltigen Gatten nicht vertragen. Sie hieng heimlich ihr Herz an die gefälligere Lady *Marsham*. Ein Handschuh, welchen die Herzogin von Marlborough fallen ließ, und das Fräulein nicht aufheben wollte, war genug, um den Herzog zu stürzen und Ludwig XIV. zu retten. So hängen öfters die großen Ereignisse der Welt von den Launen schwacher Fürsten ab.

Nachdem wir nun Beispiele von guten und schlechten Wahlen angeführt haben, wollen wir auch Beispiele von den guten und schlechten Künsten angeben, deren sich die zu Wählenden bei der Wahl bedienen.

Ein rechtschaffener Staatsmann wird nie schlechte oder niederträchtige Mittel anwenden, um die Gunst eines Fürsten oder Volkes zu erhalten. *Die Erwerbung nützlicher Kenntnisse, Fleiß und Redlichkeit in Geschäften und verdienstvolle Handlungen* werden die graden, offenen Wege seyn, welche er zu irgend einem Amte oder zu einer Stelle wandelt. So haben es in den alten Re=

publiken Aristides, Phocion, Fabricius, Scipio und Cato, in den neuern Staaten Sülly, Thomas Morus, Hugo Grootius, Oxenstierna und Malesherbes gemacht. Ich will daher vordersamst einem jungen Staatsmanne anrathen, die Geschichte dieser großen Männer zu lesen, damit er darin ein Muster finde, wonach er sich auf dem schlüpfrigen Wege des öffentlichen Lebens richten kann. Da es aber gut ist, daß ein Fürst oder ein Volk auch die schlechten Mittel kenne, welche verschmitzte Höflinge und Demagogen anwenden, um ihre Gunst zu erhalten, so trage ich kein Bedenken, hier, wo von Erwerbung der Staatsgewalt die Rede ist, auch diese, wie ein Schandschild am Pranger, anzugeben. Sie heißen Schmeichelei, Bestechung, Beredsamkeit und Schein verdienstvoller Thaten *). Durch das erstere suchen sie Zuneigung zu gewinnen, durch das zweite sich des Eigennutzes zu versichern, durch das dritte die Meinung zu verderben, durch das vierte endlich Hochachtung zu erhaschen. Wir wollen zuerst sehen, wie sie diese Mittel gegen das Volk, dann gegen die Fürsten gebrauchen.

Ehe ein Demagog noch einiges Ansehen erworben hat, wird er vorläufig das Volk durch Schmeichelei

*) Totius injustitiæ nulla capitatior est, quam eorum, qui eum maxime fallunt, id agunt, ut viri boni esse videantur, sagt Cicero.

oder auch Späße gewinnen. Er wird selbst gegen den geringsten Bürger gefällig, herablassend, dienstfertig, sogar niederträchtig seyn. Er wird die gemeinsten Leute freundlich grüßen, ihnen die Hände drücken, mit ihnen sich unterhalten, mit ihnen zechen und schmaußen, ihrem Stolze schmeicheln, sie seine Herren, das suveräne Volk nennen, sich unwürdig ihrer Wahl stellen, sie gegen die Härte der Reichen und des Adels vertheidigen, auf dessen Vorzüge und Bedrückungen schimpfen, den Pöbel endlich als den nützlichsten, rechtschaffensten und stärksten Theil des gemeinen Wesens, ja als die Quelle aller Staatsgewalt und Staatswohlfahrt rühmen und preisen. So machten es die Demagogen und Volksverführer fast in allen Republiken alter und neuer Zeiten. Man lese die Geschichte des Perikles, Kleon, der Grachen, der Marius und Cäsar, und in neuern Zeiten jene der Medicis, der Pazzi, des Fiesco, und des Cromwell; man erinnere sich, wie noch vor kurzem Marat, Robespierre, Hebert und St. Just durch solche Niederträchtigkeiten das französische Volk verführten, und man wird finden, daß es die oben angeführten Demagogenkünste waren, wodurch sie sich der Staatsgewalt bemeisterten.

Wenn die Wahl von Wahlmännern abhängt, welche selbst gewählt werden können, wie es bei den ehemaligen Domkapiteln, bei dem Kurfürsten- oder dem Kardinalkollegium der Fall war, so ist Gefällig-

keit und Schmeichelei nicht genug. Der Bewerber ihrer Gunst wird sich zu gleicher Zeit als ihren künftigen Wohlthäter und Beschützer darstellen; er wird ihnen zu verstehen geben, daß er entweder aus Alterschwäche, oder Ohnmacht, oder Gebrechlichkeit die Regierung mit ihnen theilen werde. Ja er wird zuweilen dadurch befördert werden, wenn er ihnen durch eine geheuchelte Kränklichkeit die Hoffnung läßt, bald wieder einen andern wählen zu können. So machte es der Papst Sixtus V. Er neigte lange vor seiner Wahl das Haupt zur Erde, stützte sich auf eine Krücke, hustete und zitterte. Die Kardinäle, welche nicht unter sich einig werden konnten, dachten an ihm einen schwachen Fürsten auf den heiligen Stuhl zu heben, welchen sie entweder regieren oder bald wieder verlieren würden, und gaben ihm ihre Stimmen. Kaum aber hatte er sein Ziel erreicht, als er sogleich sein Haupt erhob, und so kräftig das nach der Wahl übliche Te Deum laudamus intonirte, daß die getäuschten Kardinäle erschrocken zusammenfuhren, und ihn während seiner kräftigen und glänzenden Regierung fürchten mußten. Aus eben der Ursache wurden die Kaiser Heinrich von Luxenburg, Wenzel, Wilhelm von Holland, Günther von Schwarzenburg, und andere auf den Thron erhoben. Die Kurfürsten wollten nämlich keinen Mächtigen über sich haben, der sie bändigen könnte. Sie erhoben daher einen Unmächtigen, um bald wieder einen andern wählen zu können.

Manchmal gewinnt man auch die Stimmen der Wählenden, wenn man sie gar nicht zu suchen scheint, oder wirklich nicht sucht. Alsdann müssen aber zwei mächtige Parteien unter ihnen seyn, und keine die Mehrheit erhalten können. Wenn sie also sehen, daß keine davon durchsetzen kann, fallen sie öfters auf einen Dritten und gerade auf denjenigen, der sie am wenigsten gesucht hat. So ergieng es bei der Wahl Kaiser Lothars von Sachsen, und Ludwigs des Bayern. Bei ersterer waren die Herzoge von Bayern und Schwaben die Bewerber, bei der letztern die Erzherzoge von Oestreich und Grafen von Luxenburg. Jede Partei hatte einen mächtigen Anhang; aber die Wahlfürsten erhoben bei der erstern, selbst gegen seinen Willen, Lotharn von Sachsen, und bei der letztern, selbst gegen seine Absicht, Ludwigen von Bayern. Beide wurden Kaiser, ohne sich um die Stimmen beworben zu haben.

Zuweilen drehet auch ein bloser Zufall oder die zu große Zuversicht des zu Wählenden die Wahl. So wurde Anselm Franz von Ingelheim, der Jüngste im Kapitel, Kurfürst von Mainz, weil derjenige, welcher bereits schon die meisten Stimmen zu haben schien, die Stimme dieses jungen Domherrn nicht mehr achtete, als er sie ihm bringen wollte. Die Domherrn, aufgebracht über dieses stolze Benehmen und fürchtend einen größern Stolz, wenn jener einmal Kurfürst seyn würde, gaben jetzt ihre Stimmen dem

jungen Ingelheim, dessen Mutter ihn auslachte, als er ihr sagte: daß er morgen Kurfürst werden wollte.

Das zweite Mittel, das Volk oder die Wählenden zu gewinnen, ist Reichthum und Geld. Dadurch erhält man Ansehen und Gewicht in einer Gemeinde. Man kann damit bestechen, die Stimmen erkaufen, Gastmäler und Feste geben, und überhaupt einen großen Einfluß erhalten. In allen Republiken und Wahlstaaten, selbst später in Rom und in England, sind Reichthümer und Bestechungen Mittel bei Wahlen geworden. Indessen wirkt Geld nicht immer und nur in ruhigen Zeiten. Bei Revolutionen ist es oft gefährlich, reich zu seyn, denn sie sind meistens gegen die Reichen und Adlichen gerichtet, wie man dieß in der Geschichte von Rom und in unsern Zeiten bei der französischen Revolution gesehen hat. In solchen stürmischen Zeiten hat ein kühner Mensch, der nach dem Sinne des Volkes schön schwätzen oder gegen die höhern Stände recht schimpfen kann, mehr Einfluß, als der meist furchtsame Reiche. Daher haben sich auch alle die Demagogen, welche durch Wahlen oder in Volksregierungen in die Höhe kommen wollten, der Beredsamkeit beflissen.

Die Redekunst ist demnach das dritte Mittel, wodurch man die Volksgunst erhalten kann. Man leitet dadurch die Meinungen der Wählenden, erhält den Beifall des Pöbels, bezaubert ihn, wie auf dem Theater, durch schmeichelnde Worte und Gestikula-

tionen, schimpft gegen Tyrannei und Bedrückung, wenn auch keine da ist, und beredet das Volk also zu seinen Absichten. Je herzlicher nun, je vertraulicher, je populärer ein Demagoge zu dem Volke zu reden weiß, je leichter wird er dessen Beifall und Gunst erhalten. So haben sich Perikles, Alcibiades, Demosthenes, Marius, Cicero, Cäsar, selbst der strenge Cato in den alten, Pitt, Fox, Mirabeau, Vergniaud und Brissot in den neuern Zeiten, der Beredsamkeit bedient, um ihre Absichten durchzusetzen.

Alle diese Mittel werden aber selbst bei einem schon verdorbenen Volke nicht immer wirksam seyn, wenn sie nicht durch gemeinnützige Thaten und Verdienste unterstützt sind. Ein Staatsmann, welcher sich Gewalt durch Wahl erringen will, muß daher schon frühe seinen Eifer und seine Geschicklichkeit in Staatshändeln an Tag legen. Er muß, sey es als Richter, oder Rathsherr, oder Aufseher, oder Krieger, sich ausgezeichnet haben, wenn er in der Gemeinde sein Ansehen behaupten will. Vorzüglich wird Volksgunst und Gewalt durch militärische Verdienste erworben. Große Feldherrn haben in allen Republiken die ehrenvollsten Aemter begleitet, wie z. B. Cimon, Miltiades, Perikles, die Scipionen, die Cäsare, die Doria und die Nassau-Oranier. Sie haben die Republiken entweder gegründet, wie z. B. Timoleon, Wilhelm von Oranien,

Washington ꝛc., oder sie über'n Haufen geworfen, wie Cäsar, Cromwel, Napoleon ꝛc. Wenn nämlich ein Volk des Druckes oder der Faktionen müde wird, so sind es immer große Feldherrn, welche durch seine Wahl zum Fürstenthum gelangen, wie Cäsar in Rom, die Doria in Genua, Cromwel in England und Buonaparte in Frankreich.

Die Gunst eines Fürsten gewinnt man entweder unmittelbar oder mittelbar. Eine Kleinigkeit, ein Zufall kann öfters das Glück eines Staatsmannes bei einem Fürsten befördern, wenn er dadurch unmittelbar mit ihm bekannt wird. Man mache sich daher durch eine auffallend große oder gute That berühmt, man schreibe ein dem Fürsten gefälliges Werk, wenn es auch ein Gedicht ist; man überrasche ihn bei einer günstigen Stimmung, man suche seinen Zutritt ausser der Audienz, kurz, man bestrebe sich, durch irgend eine Gelegenheit unmittelbar mit ihm in Berührung zu kommen. Dadurch erwirbt man sich oft leichter seine Gnade, als durch alle die andern Schleichwege, welche so viele ohne Frucht wieder zurückgehen müssen. So wissen wir aus der Geschichte, daß Joseph durch einen Traum, Diogenes durch eine Grobheit, Eugen durch Verachtung, Luines durch Vogelschlingen und die Lady Marsham durch einen Handschuh die Gnade ihrer Fürsten erhalten haben. Es kömmt sehr viel darauf an, daß man den ersten günstigen Eindruck benutze und so sein Glück weiter befördere.

Indessen wird der mittelbare Weg, zu der Gunst eines Fürsten zu gelangen, immer der gewöhnlichste bleiben. Die meisten Staatsleute, welche sich in Monarchien Einfluß und Gewalt erworben haben, sind durch untergeordnete Stufen dahin gekommen. Das erste also, was man zu thun hat, ist, daß man sich in irgend einem Fache Kenntnisse erwerbe, und sich sodann einen mächtigen Protektor aufsuche, welcher sie an gehörigen Orten anrühmt. Der mittelbare Weg zu einem Fürsten ist eben so verwickelt als langsam. Es ist öfters der Fall, daß berühmte Staatsleute durch einen Schreiber zu einem Sekretär, durch einen Sekretär zu einem Rath, durch einen Rath zu einem Präsidenten, durch einen Präsidenten zu einem Minister, durch diesen endlich sich den Weg zu einem Fürsten gebahnt haben. Die geschmeidige Art, wie gemeine Schranzen auf dieser Hühnerleiter zur Staatsgewalt emporhüpfen, ist folgende: Sie stellen sich bei allen den Subalternen, durch welche sie befördert werden wollen, so lange bescheiden, dienstfertig, unterwürfig, sogar als mäßige, beschränkte Menschen, bis sie an Ort und Stelle gekommen sind. Sie hüten sich ja, an den Tag zu geben, als verstünden sie die Sachen besser, wie ihre Gönner, oder als gedächten sie, ihnen über den Kopf zu wachsen. Denn sie wissen wohl, daß sie dadurch eher zurückgehalten und entfernt, als befördert würden. Sie zeigen sich ihren Patronen nur als fleißige, folgsame und brauchbare Unterarbei-

ter, als eifrige Verehrer ihrer Kenntnisse und Geschicklichkeit, als blinde Werkzeuge ihrer Plane, damit sie ihr Vertrauen gewinnen. Sie geben denselben sogar bei einer gelungenen Arbeit zu verstehen, als hätten sie ihre Hauptgedanken dazu ihrem Umgange und ihrer Lehre zu verdanken. So fehlt es ihnen dann nicht, daß sie nach und nach von einer Stufe zur andern emporsteigen. Sobald sie aber die Gunst eines Höheren, an den sie empfohlen waren, erworben haben, verdrängen sie selbst jene daraus, durch die sie empfohlen wurden; denn sie fürchten, daß diese alsdann durch Eifersucht mehr schaden könnten, als sie ihnen zuvor durch ihre Empfehlung genützt haben. Sie lecken und küssen die Stufen, welche sie noch nicht erreicht, aber stoßen jene zurück, welche sie bereits überstiegen haben. So unterjochen sie endlich selbst die Fürsten, welche schwach genug sind, sich durch ihre Künste bestricken zu lassen; denn auch die Großen werden durch Gewohnheit an Unterwürfigkeit gegen ihre Günstlinge und Minister gewöhnt, wenn diese sich einmal ihnen und ihrem Staate nothwendig gemacht haben. Die Geschichte Ludwigs XIV., Philipps III. und der Königin Anna beweißt, daß sie sich selbst von jenen Ministern und Günstlingen beherrschen ließen, welche sie gehaßt haben.

Wenn nun solche Staatsleute zur höchsten Gewalt gekommen sind, so befördern sie zwar fähige und verdienstvolle Leute, um einen guten Namen zu erhal=

ten, aber sie hüten sich sehr, dieselbe in eine unmittelbare Berührung mit dem Fürsten kommen zu lassen. Sie allein wollen dessen ganzes Vertrauen besitzen, und wenn sie ihm auch zuweilen, zum Zeitvertreib, geistreiche Leute zuführen, so sind es meistentheils solche, welche sich entweder mit Staatssachen gar nicht abgeben, oder wegen ihrem Karakter nicht gefährlich werden können. Aber auch diese bewachen sie scharf, aus Furcht, sie möchten Werkzeuge ihrer Feinde werden. Auf diese Weise sind die Kardinäle und Minister Richelieu, Mazarin, Alberoni und Wolsey zur höchsten Staatsgewalt gekommen.

Die letzte und verzweifelte Art, die bürgerliche Gewalt zu erhalten, ist die Gewalt selbst. Sie findet daher nur bei einer Rebellion oder Revolution statt. Ein unternehmender, kühner Mensch stellt sich in solchen Fällen an die Spitze des misvergnügten Volks, stößt eine rechtmäßige oder bisher übliche Gewalt übern Haufen, und schafft daraus eine neue, die er selbst in der Hand hält. Eine Revolution oder Rebellion kann aber nur in einem schlechtverwalteten Staate, oder unter einem schwachen Regenten, oder gegen einen Despoten bewirkt werden, wie uns die Geschichte von Rom, von England, von Holland und die unsrer Zeiten belehrt. Das Volk muß nämlich durch Druck so aufgebracht, oder die Regierung so verächtlich und gehässig geworden seyn, daß es keinen kräftigen Widerstand befürchtet, und sich jedem kühnen Anführer über-

läßt. Dieser bringt es zuerst zum Murren, dann zum öffentlichen Aufstande, dann zur Verzweiflung, dann zum bürgerlichen Kriege, und endlich wieder zur Unterwürfigkeit. So machten es Marius, Cäsar, Cromwell und andere.

Man mag nun zur bürgerlichen Gewalt gekommen seyn, wie man Gelegenheit fand, so ist es immer nöthig, daß, wenn man sie einmal in Händen hat, man sie auch in ihrem ganzen Umfange wirken lasse. Der Staatsmann, welcher auf der Stufe seiner Größe noch die populären Künste und Gefälligkeiten anwenden wollte, wodurch er sie erworben hat, würde seinen Zweck verfehlen. Er würde dadurch eben so leicht wieder fallen, als er gestiegen ist. Pompejus, der Kardinal Wolsey und La Fayette sind Beweise davon. Was man durch Gewalt errungen hat, muß man auch durch Gewalt erhalten. Nur Würde, Ansehen, Zurückhaltung und strenge Verwaltung kann das Volk die Mittel und niedern Stufen vergessen machen, wodurch man sich hinauf geschwungen hat. Nur dann, wenn dieses Ansehen und die Gewalt erst fest gegründet sind, kann man sich wieder herablassen, um nicht die Gunst des Volks zu verlieren, aber alsdann muß man seine Herrschaft auch schon durch weise Gesetze und kluge Verwaltung ehr- und wünschenswürdig gemacht haben. So haben sich Perikles, Augustus, die Medicis, die Doria und die Karlinger in ihrer Gewalt behauptet, und selbst

ihre Usurpation noch beliebt gemacht; dagegen sind Marius, Cäsar, Belisarius, Wallenstein und Cäsar Borgia gefallen, weil sie während ihrer Gewalt entweder zu viel Herablassung gegen Niedere, oder zu wenig Mäßigung in der Herrschaft gezeigt haben. Timoleon, Sulla, Diocletian, Karl V. und Napoleon entsagten selbst der Gewalt, weil sie die menschliche Gesellschaft entweder zu viel geehrt, oder zu viel verachtet hatten.

Ich habe nun, so viel mir davon die Geschichte bekannt machte, auch die schlechten, machiavellistischen Mittel angegeben, deren sich Demagogen und Tyrannen zu ihrem Emporkommen bedienen, damit Fürsten und Völker sich davor in acht nehmen mögen. Anfänglich kommen diese Menschen dahergekrochen, wie Blindschleichen mit schönen Farben spielend, dann aber nehmen sie die Gestalt der Wölfe an, und zerreissen Fürsten und Völker. Wie sehr ich selbst diese Mittel hasse und verabscheue, davon kann ich Beweise aus meinem eignen Leben geben. Ich habe mich derselben, obwohl ich sie in der Welt und Weltgeschichte gelernt hatte, nie bedient, und doch hat mir es niemals an ehrenvoller Beförderung gefehlt. Schon in meiner frühen Jugend haben mich meine Mitschüler, meine Amtskollegen, und andere würdige Gesellschaften zu ihrem Vorsteher gewählt. Sowohl einheimische als fremde Fürsten haben mich in ihre Dienste berufen, ohne sie nachgesucht zu haben. Rechtschaffenheit und

Geschicklichkeit erwerben Zutrauen bei Fürsten und Völkern. Wenn man auch auf dem geraden Wege oft nicht so hoch hinaufkommt, als auf dem krummen, so erhält man auch länger und gewisser die Achtung der Welt und die Ruhe des Gewissens.

Von dem Karakter und den Eigenschaften eines Fürsten.

Wenn ich mir einen großen Fürsten denke, fällt mir immer das Wort Hamlets bei: Sage, er ist ein Mann, so hast du genug gesagt. Ein Fürst oder ein Gewaltführer muß von der Natur Geistes- und Leibesstärke, einen gesunden schlichten Verstand mit etwas Gewandtheit verbunden, vorzüglich aber Tapferkeit und Beharrlichkeit erhalten haben, wenn er das Staatsruder selbst führen will; sonst thut er besser, er übergiebt es einem tüchtigen Minister oder Feldherrn, der es in seinem Namen führe. So sind die Regierungen Ludwigs XIII., Karls VI. und der Königin Anna glänzend gewesen, obwohl statt ihrer Richelieu, Eugen und Marlborough den Szepter führten.

Nebst den natürlichen Eigenschaften muß ein Fürst sich auch verschiedene Kenntnisse erwerben, welche zur Regierung nöthig sind. Darunter zähle ich die Geschichte, Geographie, Sprachen, Strategetik, Statistik, Mathematik und Gesetz-

kunde ꝛc. Hauptsächlich bestrebe er sich, die Menschen kennen zu lernen, und sich im Kriege zu üben. Durch das erstere wird er in den Stand gesetzt, bei Auswahl seiner Minister und Generäle auf die rechten Leute zu treffen, durch das zweite jeder ihm oder seinem Lande aufstoßenden Gefahr trotzen zu können.

Es ist ein Fehler und Schwachheit eines Fürsten, wenn er glaubt, alles allein thun zu können. Wie will er, wenn er auch nur ein kleines Land zu regieren hat, alle die Protokolle und Vorfälle gründlich durchsehen und durchforschen, welche sich täglich unter den Geschäften häufen? Kaiser Joseph II. wollte alle Papiere selbst durchlesen, und darüber selbst entscheiden; dadurch wurde er öfters zu Widersprüchen oder gar zu despotischen Beschlüssen verleitet, welche seine guten Absichten vielmehr verrückten, als beförderten. Ein Fürst muß so viel natürlichen Verstand und Menschenkenntniß haben, daß er das Ganze übersehen, und für das Einzelne sich die tauglichen Minister oder Beamten wählen könne. Nur im Kriege und bei den auswärtigen Geschäften leite er unmittelbar alles selbst; über die übrigen Staatsgeschäfte lasse er sich von seinen gut gewählten Ministern den Vortrag machen. Denn die Fehler, welche man gegen fremde Staaten oder seine Feinde im Felde begeht, sind nicht wieder gut zu machen; jene aber, welche die innere Staatsverwaltung betreffen, dienen öfters noch dazu, daß man das Gute von dem Schlechten unterscheiden lernt.

Wenn ein Fürst sich einen seiner Minister oder Generäle wählt, so sehe er hauptsächlich auf zwei Stücke: erstlich, ob derselbe auf den ihm anvertrauten untern Stellen gehörige Proben seiner Geschicklichkeit und Rechtschaffenheit gegeben habe, und zweitens erforsche er, ehe er ihn anstellt, was das vernünftige Publikum von dessen Karakter, Redlichkeit und Geschicklichkeit für eine Meinung habe. Vox populi, vox Dei. Der Staatsbeamte, welcher in seinem Fache allgemein für einen redlichen, geschickten Mann gehalten wird, ist es wenigstens auch in der That. Wenn ein Fürst Verstand und Menschenkenntniß besitzt, bleibt ihm ja die künftige Aufsicht über ihn vorbehalten.

Indessen darf sich ein Fürst bei der Anstellung eines Ministers nicht gerade auf das Urtheil seiner Höflinge, oder seiner täglichen Umgebungen verlassen; denn diese sind öfters durch Parteilichkeit für oder gegen den Anzustellenden eingenommen. Er muß die Stimme des größern und gebildeteren Publikums hören. Diese wird er am reinsten vernehmen, wenn er sich öfters zu seinem Volke herabläßt. Manche Fürsten haben auch unerkannt oder vermummt Erkundigungen über ihre Minister und ihre Regierung eingezogen; wie z. B. Rudolf von Habsburg, Heinrich IV., Joseph II. Einige Fürsten hatten sogar Hofnarren oder sonst treuherzige Leute um sich geduldet, um durch sie die Urtheile des Volks zu vernehmen. So gab der Kurfürst von Mainz Lothar Franz auf die Verbeugung eines

gewissen Zinnengießers acht, wenn er an dessen Haus vorbei fuhr. Fiel sie freundlich und zutraulich aus, so konnte er schließen, daß die Bürgerschaft mit seiner Regierung zufrieden war; machte er sie aber blos ehrerbietig und kalt, so war es immer für ihn ein Zeichen, daß das Volk über irgend eine seiner Verordnungen oder Anstellungen Mißvergnügen geäussert hatte.

Nichts aber kann einem selbst verständigen und guten Fürsten bei Erforschung und Anstellung seiner Beamten gefährlicher seyn, als Augendienerei und Schmeichelei. Sie wird meistens durch die Freuden- und Ruhmliebe eines Fürsten genährt und herbeigezogen. Jeder Fürst ist Mensch; er kann und soll sich also auch menschlich freuen und berühmt machen. Er soll aber dabei bedenken, daß mäßiger Genuß und schöne Künste die größte Freude, geistreiche Weiber und Männer die angenehmste Gesellschaft gewähren. Er soll bedenken, daß, wenn er gut regiert, er auch nothwendig berühmt und geehrt werde.

Ein Fürst soll seine größte Freude in dem Kreise seiner Familie suchen, wie es Karl der Große, Rudolf von Habsburg, Maria Theresia gethan haben, und Franz II. und Friedrich Wilhelm III. noch thun. Dadurch überhebt er seinen Hof und seine Staaten mancher Intrigue und Kabale. Wenn es sich aber denn doch fügen soll, daß ein Fürst zu andern Menschen Neigung fühlt, so wähle er sich wenigstens solche Leute als seine Geliebten und Freunde, welche

ihn auch wahrhaft wieder lieben, und folglich nicht zu bösen Handlungen verleiten. Dergleichen hatte Heinrich IV. an Gabriele von Estrée und dem Sully; Peter der Große an Kathinka und Menzikof; Friedrich der Siegreiche an Klara von Detten und dem Kemnat; und Ludwig XIV. an der de la Valliere. Wenn aber ein Fürst in der Geschichte lesen will, zu welchen ungerechten, unnatürlichen und schändlichen Handlungen Sejanus und die Messalina den Tiberius und Claudius, Fredegunde und Brunehilde die fränkischen Könige Chilprich und Siegebert, Kunigunde von Eisenberg Alberten den Ausgeartelen, und so viele Kebsweiber und Höflinge so viele andere Fürsten gebracht haben, so wird er solche Menschen fliehen, wie eine Pest, welche ihn und sein Land verderben.

Die andere gefährliche Klippe für einen Fürsten ist ungemessene Ruhmsucht. Nicht nur, daß er dadurch oft das Spielwerk seiner Höflinge und niederträchtiger Schmeichler, er wird auch dadurch die Geissel seiner und anderer Völker, wie man dieses aus der Geschichte Alexanders, Ludwigs XIV., Karls des Großen und aller Eroberer sieht. Nachdem sie auf Unkosten ihrer und anderer Völker ein gleisendes Reich gegründet hatten, verfiel es wieder nach ihrem Tode. Ludwigs XIV. und Napoleons Reich ist schon bei ihren Lebzeiten zu Grund gegangen. Deswegen führe ein Fürst keine andere als gerechte Kriege,

wie es Heinrich IV., Ludwig IX., Gustav Adolf, Maria Theresia und Karl XII. anfänglich gethan haben. Sie wurden unrechtmäßig angegriffen, und haben sich mit Ehre und rechtmäßig vertheidigt.

Ich kann dieses Kapitel nicht schließen, ohne die eignen Worte zweier Könige anzuführen, welche unter die größten Feldherrn neuerer Zeiten gezählt werden: Gustav Adolfs und Friedrichs II. Als jener siegreich, von ganz Europa geehrt und gefürchtet, in Nürnberg eingezogen war, und jedermann sich zudrängte, den großen König zu sehen, gieng er fast unwillig auf den Balkon des Rathhauses, wo er wohnte, und sagte: „Hier seht ihr den großen Sünder aus Schweden, den euere einfältigen Eltern den großen König aus Schweden nennen.“ Er wandete sich hierauf zu seinen Generälen und fuhr fort: „Ich fürchte, daß mich Gott wegen der Thorheit des Volkes strafen werde. Scheint es doch, als wollten mich diese närrischen Leute zu ihrem Abgott machen?“ Die Generäle bemerkten ihm hierauf: wie seine Siege der augenscheinlichste Beweis seyen, daß Gott ihn zur Befreiung der Völker auserlesen habe. Er aber fiel ihnen schnell in das Wort und erwiederte: „Sagt vielmehr, daß sie Merkmale seines Zorns seyen. Ist der Krieg, den ich jetzt führe, ein Hilfsmittel, so ist er doch viel unerträglicher, als das Uibel selbst. Gott schreitet nie von der Mittelstraße zum Aeusser-

„sten, als wenn er jemand strafen will. Es ist ein „Beweis seiner Liebe gegen ein Volk, wenn er seinen „Königen eine gewöhnliche Seele giebt. Derjenige „Fürst, der keinen gar zu großen Geist hat, macht „nicht leicht übertriebene Anschläge. Die Ehr- und „Ruhmbegierde lassen ihn in Ruhe. Wenn er seinen „Geschäften obliegt, so sind seine Länder desto glück„licher; und überläßt er auch einem seiner Diener „einen Theil seiner Sorgen und Gewalt, so kann „doch daraus nichts schlimmeres entstehen, als daß „dieser auf Unkosten des Volkes sein Glück macht, „durch einige Auflagen Geld sammelt, seine Freunde „emporhebt, und von seines Gleichen gehaßt und be„neidet wird. Alles dieses ist ein sehr kleines Uibel, „und kann nicht mit dem in Vergleichung gestellt wer„den, was die Ehrsucht eines großen Königs anrichtet. „Diese ausschweifende Leidenschaft raubt ihm alle „Ruhe, und zwingt ihn, sie auch seinen Unterthanen „zu rauben. Er hält alle diejenige für seine Feinde, „die sich ihm nicht unterwerfen wollen. Er ist ein „Strom, der die Gegenden verwüstet, wohin er sich „ergießt; und da seine Waffen sich so weit, wie seine „Hoffnungen, verbreiten, so erfüllt er die Welt mit „Schrecken, Elend und Verwüstung."

Man muß bekennen, daß solche Worte aus dem Munde eines siegreichen Helden und Königs eine eben so seltsame als heilsame Lehre für einen jungen Fürsten sind. Wir wollen ihnen jene Friedrichs II. beifügen:

„Die ehrgeitzigen und herrschsüchtigen Monarchen „Europens sollten, ehe sie was unternehmen, vor „allem bedenken, daß, da die Waffen und Kriegs- „zucht in Europa sich so ziemlich gleich, und diese „Gleichheit unter den kriegführenden Mächten durch „Allianzen noch größer ist, daß alle Vortheile, welche „ein Fürst auch durch wiederholte Siege erwerben „kann, höchstens in der Eroberung eines kleinen Di- „striktes oder eines Gränzortes bestehen, welches ihm „weder die Zinsen der im Kriege verschwendeten Gel- „der, noch die Volksmenge ersetzt, welche der Krieg „aufgerieben hat.

„Wer nur ein fühlendes Herz hat, oder dieses „mit kaltem Blute betrachtet, muß über das Unheil „aufgebracht werden, das unsere Staatsleute durch „ihre Uibereilung und Leidenschaften den europäischen „Völkerschaften auf den Hals laden. Die Vernunft „schreibt uns für diesen Gegenstand eine Regel vor, „worüber sich, nach meiner Meinung, kein Staats- „mann hinaussetzen sollte; nämlich: nur dann etwas „zu unternehmen, wenn die Umstände günstig sind, „aber im entgegengesetzten Falle nicht alles auf die „Spitze zu stellen. Es giebt Augenblicke, wo man „zu seinem Vortheile seine ganze Thätigkeit anstren- „gen kann; aber es giebt deren auch wieder, wo uns „die Klugheit befiehlt, ruhig zu seyn. Diese Materie „erfordert das tiefste Nachdenken, weil man nicht „nur die gegenwärtige Lage der Sachen untersuchen

„ muß, sondern man sollte auch die Folgen einer Unter„nehmung voraussehen, und die Mittel erwägen, wo„mit man seinem Feinde die Spitze bieten will. Wenn „hierin nicht die Vernunft allein entscheidet, wenn „sich die Leidenschaften darein mischen, so ist es fast „unmöglich, daß eine solche Unternehmung einen „glücklichen Erfolg habe. Die Politik erfordert ein „kaltes Gemüth, eine ruhige Uiberlegung, und das „ist das Meisterstück eines geschickten Staatsmannes, „einen jeden Plan zu seiner Zeit und auf eine gehö„rige Art auszuführen. Die Geschichte giebt uns nur „zu viele Beispiele von leichtsinnig unternommenen „Kriegen. Man darf sich nur an Franz I. und an „das erinnern, was Brantome als die Ursache „des unglücklichen Zuges ins Mailändische, wo er „auch gefangen wurde, angiebt. Man darf nur be„trachten, wie wenig Karl V. nach der Schlacht bei „Mühlberg die Gelegenheit, Deutschland zu unter„jochen, benutzte; man darf nur die Geschichte „Friedrichs V., Kurfürsten von der Pfalz, lesen, „um sich von der Uibereilung zu überzeugen, mit „welcher er sich in ein Unternehmen einließ, das „seine Kräfte überstieg; und in unsern Tagen erinnere „man sich an das Betragen Maximilians von „Baiern, welcher in dem Sukzessionskriege, eben da „sein Land von den Alliirten umgeben war, sich auf „die Seite der Franzosen schlug, um seine Staaten „zu verlieren. Ja, das neueste und deutlichste Bei-

„Beispiel von den Uibeln, welche ein Regent durch „Hartnäckigkeit und ein unkluges Betragen seinem „Volke zufügen kann, giebt uns Karl XII., König „von Schweden. Die Geschichte ist die Schule der „Fürsten. Ihnen kömmt es zu, sich durch die Fehler „verflossener Jahrhunderte belehren zu lassen, um „ähnliche zu vermeiden. Sie sollen in der Geschichte „lernen, wie man sich ein festes System entwerfen, „und es Schritt vor Schritt befolgen müsse. Sie „werden darin lernen, daß nur derjenige, welcher „seinen Plan am besten überlegt hat, vor jenen „Fürsten das Uibergewicht habe, die weniger konse„quent zu Werke gehen, als er.“

Von den Nationalkräften und der öffentlichen Erziehung.

In der vorigen Abhandlung habe ich über die Nationalreichthümer geredet; sie können nicht befördert werden, ohne die Nationalbildung. Die wahren Nationalkräfte beruhen also auf dem Gemeingeiste eines Volkes. Man hat bisher fälschlich geglaubt, daß dieser Geist durch Bücher und Schulen angebildet werden könne, und darum so viel über Erziehung geschrieben, oder daran verwendet. Dadurch wurden aber nur wissenschaftliche Kenntnisse oder mechanische Fertigkeiten gelehrt oder geübt, aber keine Tugenden, keine Staatskräfte. Weder die alten Griechen noch Römer hatten so viele Schulen und Erziehungsinstitute,

wie wir, aber bessere Patrioten, größere Staatsmänner und Feldherrn. Sie lernten ihre bürgerliche Tugenden und Staatskenntnisse bei den olympischen Spielen, auf dem Forum, hinter dem Pfluge, und bei den Armeen. Wir wollen daher erst von den Nationalkräften, dann von der Nationalerziehung reden.

Es ist in unsern Zeiten ein großes Geschrei mit der Staatskunst. Auf allen hohen Schulen wird sie gelehrt, in allen Zeitungen und politischen Journalen erklärt, in allen öffentlichen Schriften gerühmt. Man hat ihre ersten Prinzipien nachgesucht; man kennt die Reichthümer, die Bevölkerung, die Kräfte der Staaten bis auf die geringsten Umstände. Es ist kein Staat so klein oder groß, wovon man nicht die genauesten Berechnungen hätte; und doch muß ich behaupten, daß die ältere Staatskunst viel edler, wahrer und richtiger gewesen sey, als die unsrige. Auf eine so große, nach den ersten Grundsätzen des Rechts begonnene Revolution, wie die verflossene war, hätte man ein edles, erhabenes System von Politik in Europa erwarten sollen: aber der fürchterliche, alles erschütternde Kampf endete mit so kleinlichen, gemeinen Absichten und Länderverschlingungen, daß es einem ganzen Manne fast anekeln muß, sich ferner noch mit politischen Gegenständen zu befangen.

Nach meinem Urtheile unterscheidet sich Staatskunst oder Politik von der Jurisprudenz und Moral dadurch, daß diese die wechselseitigen Verhältnisse unter

den Menschen und menschlichen Gesellschaften zu bestimmen, jene aber die Kräfte anzugeben hat, wodurch diese Bestimmungen erhalten oder vollführt werden. Jemehr nun die Politik der Gerechtigkeit und Moral dient, und je richtiger berechnet und wirksamer angewendet ihre Maasregeln sind; desto größer und edler erscheint sie in der menschlichen Gesellschaft. Ich glaube daher, daß die Politik unserer Väter bei weitem den Vorzug vor der unsrigen verdiene.

Das Streben nach dem Höchsten und Vortrefflichsten liegt in der Natur des Menschen, als eines vernünftigen Wesens. Die bürgerliche Gesellschaft ist dazu errichtet, nicht dieses Streben zu hindern, sondern es vielmehr auf alle Weise zu befördern. Der Mensch hat eine Menge seiner Natur zukommende Verhältnisse, und diese zu bestimmen, ist das Werk seiner Vernunft: die höchste und erste Wissenschaft des bürgerlichen oder gesellschaftlichen Lebens ist also die Moral. Ihr Zweck ist, ein reinsittliches Band unter allen Menschen und Bürgern zu knüpfen.

Die reine Moral macht große Forderungen, und ihre Gesetze scheinen fast nur für eine bessere Welt anwendbar zu seyn. Deswegen hat ihr die Vorsehung die Religion als Stütze beigegeben, damit durch deren Reize und Ansehen auch auf unserer Welt Recht und Gerechtigkeit erhalten werde. Die alten Staatsklugen haben daher jene Staaten für die bestbestelltesten gehalten, welche die sittlichsten und frömmsten waren.

Ja Polybius, Cicero und Machiavel schreiben den Wohlstand der alten Republiken größtentheils der Religion und Vaterlandsliebe zu.

Wenn alle Menschen wahrhaft sittlich und fromm wären, so hätten wir keine Gesetze und Staaten nöthig. Da aber der größte Theil der Menschen weder aufgeklärt noch gut genug ist, um recht zu handeln, so haben alle Völker nebst der Moral und Religion noch Gesetze gehabt. Diese bestimmten entweder die Verhältnisse der Bürger gegen Bürger, und so nannte man sie das Civilrecht (jus civile); oder jene der Regenten gegen die Unterthanen, und so hießen sie das öffentliche Recht (jus publicum); oder der Völker gegen einander, und so wurden sie Völkerrecht (jus gentium) genannt. Die Wissenschaft aller dieser Rechte ist die Jurisprudenz. Sie kann aber nur sagen, was Recht ist, oder Recht seyn soll; und hat an und für sich keine andere Kraft und Wirksamkeit, als den guten Willen der Bürger und Völker. Da aber dieser gute Wille öfters sehr schwankend ist, so muß ihr noch eine andere Kraft zugelegt werden, wodurch sie auch das behaupten kann, was sie als Recht anerkannt hat. Die ächte Staatskunst ist daher die Wissenschaft, welche der Jurisprudenz die gehörige Kraft verschaffen soll.

Es fragt sich nun: worin besteht die Kraft, welcher sich die Politik zur Erhaltung des Rechts bedient? Nach den Berechnungen unserer heutigen Politiker und Statistiker besteht dieselbe 1) in der natürlichen und

künstlichen Produktionsfähigkeit eines Staates; oder in deren Folge, den Nationalreichthümern; 2) in der aus denselben entspringenden Volksmenge; 3) in der denselben angemessenen Nationalmacht. Die alten Politiker nahmen aber ganz andere Quellen der bürgerlichen Kraft an. Da ihre Staaten mehr auf Entwickelung des edlern, oder innern, als des niedern oder äussern Menschen angelegt waren, so ist in ihren Gesetzen und Staatsschriften wenig von Nationalreichthümern und sonstigen Berechnungen die Rede. Religion, Ehre, Tugend und Vaterlandsliebe sind die großen Triebfedern, womit sie ihre Völker in Bewegung zu setzen, und die Gerechtigkeit zu handhaben glaubten. Wenn wir also die Politik der Alten mit jener der neueren Staatsleute vergleichen wollen, so werden wir finden, daß jene in ihren Zwecken edler und in ihren Mitteln wirksamer und richtiger war, als diese.

Wenn die Kraft, welche die neuere Politik zur Erhaltung der bürgerlichen Gesellschaft anwendet, die wirksamste und bestberechnete wäre, so müßte Europa selbst schon von den übrigen Welttheilen unterjocht seyn, da es doch im Gegentheil die Königin der Erde ist. Unser Welttheil ist sowohl an Flächeninhalt, als natürlichem Reichthum und Bevölkerung der geringste; nichtsdestoweniger beherrscht er in jeder Rücksicht die übrigen. Ein klarer Beweis, daß nicht, wie die neueren Statistiker glauben, Reichthum und Volksmenge,

sondern Geisteskultur in der bürgerlichen Gesellschaft die Superiorität geben müsse. Auch unter den europäischen Staaten selbst haben wir die auffallendsten Beweise davon. Polen und die Türkei waren gewiß reicher und bevölkerter als Preussen; nichtsdestoweniger erhob letzterer Staat sich zu den mächtigsten in Europa, indessen erstere sich ihren Nachbarn unterwerfen mußten. Ein Staatsmann, welcher etwas Großes hinausführen will, wird daher immer eher die Triebfedern der Alten in Anspruch nehmen, als jene der Neueren.

Es wird der Mühe werth seyn, die alten Staatskräfte mit den neueren zu vergleichen, woraus dann erhellen wird, ob sonst oder jetzt die Rechte der Bürger, Staaten und Völker mehr geschützt und befestigt wurden. Wir müssen an dem einzelnen Menschen und Bürger anfangen, und dann mit dem Ganzen unseres Welttheils enden. Man rühmt jetzt so sehr die Kultur unserer Zeiten; und wenn man so recht beim Lichte betrachtet, was denn am Menschen kultivirt wird, so sind es gerade seine niedrigsten Leibes- und Seelenkräfte. Sonst wurden ihm im Hause und der Welt Religion und Vernunft, Ehre und Liebe, Gerechtigkeit und Patriotism, Häuslichkeit und Freundschaft als die Haupttugenden des gesellschaftlichen Lebens angepriesen, und sein junger Geist strebte bei Zeiten, darin sich zu üben und darnach zu wirken. Jetzt bildet man blos den Verstand, um alles Edle hinweg zu räsonniren; die Lüste, um alle

schönen Gefühle zu ersticken, und die Gewinnsucht, um die gröbste Eigenliebe und Uippigkeit zu nähren. Die höhern Kräfte im Menschen werden sonach von den niedern überwältigt, und der ganze Mensch wird Sklave seiner groben Sinnlichkeit und folglich auch des Despoten, dem er dafür dienen muß. Sowohl in öffentlichen als häuslichen Geschäften und Verrichtungen kömmt weder Tugend noch Heldenmuth, weder Liebe noch Religion, weder Patriotismus noch Häuslichkeit in Anschlag. Unsere Statistiker wissen nur von Industrie (eigentlich Knechtsdienst), von Bevölkerung (eigentlich Vermehrung des Menschengeschmeißes) und Nationalreichthümern (eigentlich Wucher) zu reden; und des Engländers Shmith Werk: The Wealt of Nations, ist jetzt mehr werth, als die Schriften des Plato und Aristoteles, des Tacitus und Polybius, des Machiavel und Montesquieu. Die alten Helden und Staatsmänner würden schlecht neben einem Finanzminister bestehen, und Fabricius oder Cato, Thomas More und Grotius fast als unbrauchbare Sauertöpfe erscheinen. Gequälte Gespenster in den finstern Höhlen des Mammon, oder hölzerne Maschinen in den engen Kasernen der Bellona, sind die einzigen Stützen unserer Staaten. Unser ganzes gesellschaftliches Leben dreht sich um zwei Punkte herum: Reichthümer zu erhaschen, und dieselben wieder zu verprassen. Da findet kein Homer oder Tasso, kein Phidias oder Ra-

phael Stoff zu schönen, erhabenen Bildern. Modehändler und Tapetenfabrikanten sind die Zuflucht der schönen Künste; und wenn es unserm Geiste noch zuweilen gelüstet, Helden oder bessere Menschen zu sehen, so muß man sie in papiernen Gestalten auf dem Theater suchen. Wahrhaftig! es ist nichts Infameres zu denken, als der Widerspruch und die Inkonsequenz unserer Staatsmänner und Philosophen. Während dem sie in der Theorie dem armen Menschengeschlechte eine überirdische, aller Sinnlichkeit entkleidete, Tugend zumuthen, verdammen sie ihn in Praxi unter die Zahl der Lastthiere, deren ganze Bestimmung ist: zu tragen und sich zu vermehren; und nennen das Fortgang des gesellschaftlichen Lebens, und Vervollkommnung des Menschengeschlechtes.

Wenn nun die Kräfte im einzelnen Menschen schon unedel wirken, wie viel mehr in der bürgerlichen Gesellschaft! Jeder Mensch hat ursprünglich das Recht zu seiner Selbsterhaltung und zur Entwickelung seiner Kräfte. Folglich gehört ihm von Rechtswegen der Genuß unserer Erde, worauf er wohnt und wodurch er sich ernährt. Sobald er aber in einen Staat tritt, oder sich Staaten bilden, nimmt sich ein jeder Einzelne, so wie ein jedes Volk ein bestimmtes Stück Erde, und wählt sich in der Gesellschaft einen besondern Wirkungskreis. Daraus entstehen nun die Eigenthums- und personellen Rechte, welche durch die bürgerlichen Gesetze bestimmt werden. Damit aber ein jeder in dem

Seinigen gesichert und geschützt werde, muß eine Kraft vorhanden seyn, welche ihn darin zu behaupten im Stande ist; und ehe diese Kraft wirken darf, muß zuvor erst entschieden werden, was einem Jeden zukommt.

Um also die Rechte der Bürger gegeneinander zu bestimmen und zu sichern, haben die Alten Gesetze abgefaßt, und Richterstühle errichtet. Die erstern sollten die Regel seyn, wornach sich ein jeder Theil zu richten habe, die letztern wandten auf jeden gegebenen Fall diese Regel kräftig an; und so geschahe, was Recht ist. Die Regel war sicher und gewiß: denn sie lag entweder schriftlich oder durch Uibergabe einem jeden vor Augen; aber die Anwendung davon hieng von der Einsicht und Unpartheilichkeit der Richter ab. Um also auch hier die bürgerliche Gerechtigkeit zu sichern, so hat man entweder durch Geschworne (Jurys), oder durch Appellationen, oder durch Responsa fremder Universitäten die Urtheilssprüche den Rechten gleichförmig zu machen gesucht. Dieser Rechtsgang ist denn auch heut zu Tage noch üblich. Da er aber nicht mehr, wie sonst, von dem eigenen Gefühle des Rechts unterstützt wird, so sucht man ihm gar oft entweder durch heimliche Betrüge oder öffentliche Gewaltübungen auszuweichen. Ich erinnere mich noch, daß ehemals Eidschwüre, Besitzstand, Verschreibungen und dergleichen, bei allen Menschen, vorzüglich aber bei den Richterstühlen, von großem Gewichte waren, und der Bürger, welcher

darauf nichts hielt, wurde überall als ein ehrloser Mensch angesehen. Dagegen betrachte man aber jetzt die Geringschätzung der Eidschwüre, die Unsicherheit der blosen Verschreibungen, die häufigen falschen Bankeroute, die gewaltsame Vertreibung so vieler Menschen von Haus und Hof, die erzwungenen Anleihen und endlich den Unwerth öffentlicher Staatspapiere; so wird man finden, daß seit einem halben Jahrhundert das Gefühl der Gerechtigkeit und folglich die wahre Kraft des Rechtes ausserordentlich geschwächt wurde *).

Das öffentliche Recht hat nicht minder an Stärke verloren, als das Privatrecht. Sonst waren in einer jeden Republik ein Zunft- oder Bürgerkollegium, in einem jeden monarchischen Staate Landstände oder Domkapitel, welche die Gewalthaber in den Schranken der Gerechtigkeit zu halten Kraft und Willen hatten. Die Geschichte aller und der kleinsten Staaten giebt öftere Beispiele an, wie die Volksvorsteher mit edler Freimüthigkeit die Bedeutungen der Könige und Fürsten rügten, und wenn ihre Vorstellungen keine Wirkung hatten, denselben mit Aufopferung ihres Lebens Einhalt zu thun versuchten. Ja man hat Beispiele, daß selbst in den Fällen, wo keine Stände vorhanden waren, die Dikasterien und fürstlichen Stellen den

*) Sonst wurde selbst im Kriege das Privateigenthum mehr respektirt, und die Armeen aus Magazinen versorgt. Jetzt führt man wie die Tartaren Krieg. Wo man hinkommt, muß das Land den Soldaten erhalten.

Kabinetsdespotismus mäßigten. Man konnte sonst in einem jeden Staate mehrere rechtschaffene Räthe finden, welche sich lieber die Ungnade ihrer Fürsten zugezogen haben, als von den Wegen der Gerechtigkeit abgewichen wären.

Zu diesem Gefühle von Freiheit und Gerechtigkeit, was damals die Stände eines Staates im Allgemeinen belebte, trat noch das eigne Gefühl eines jeden Standes insbesondere hinzu, um dem Rechte Kraft zu geben. Die Hauptstände eines Staates waren der Lehr-, Wehr- und Nährstand, oder die Geistlichkeit, der Adel und die Gemeinen. Ein jeder derselben hatte seine eigne Bestimmung, seinen eignen Geist, seine eignen Triebfedern. Der erstere diente zur öffentlichen Belehrung, der zweite zur öffentlichen Bewehrung, der dritte zur öffentlichen Ernährung. Der erstere sollte durch Religion (im weitesten Verstande), der zweite durch Ehre, und der letzte durch das Gefühl der Freiheit und Gleichheit getrieben werden. Der erstere gieng auf Aristokratie, der zweite auf Monarchie, der dritte auf Demokratie. Des ersteren Kraft und Macht bestund in der öffentlichen Meinung, des zweiten in den Waffen, des dritten in dem Gelde und der Menge. Wenn der erstere die Uibermacht erhält, entsteht Gewissenszwang und Geistesdruck; wenn der zweite obsiegt, herrscht Despotismus, und wenn der dritte die Oberhand hat, ist Anarchie im

Staate. Da aber nach allen großen Politikern diejenige Staatsverfassung die beste ist, wo Monarchie, Aristokratie und Demokratie klug gemischt einander im Gleichgewichte halten, so hatten die Stände, wie sie sonst waren, ein jeder gerade so viel Kraft und Ansehen, als nöthig war, diese Harmonie hervorzubringen, und die öffentliche Gerechtigkeit wurde erhalten.

Aber die stärkste Kraft wußte man sonst dem Völkerrechte zuzulegen. Wenn auch zuweilen einzelne Bürger, manchmal auch öffentliche Verfassungen, in ihren Rechten angefochten wurden, so hat man, so lange die große Politik unserer Väter galt, doch nie gehört, daß ganze Nationen oder Staaten vernichtet worden wären. Oefters haben die Muselmänner Spanien und Ungarn überwältigt. Auch haben sich Englands Könige auf dem französischen, Deutschlands Kaiser auf dem italiänischen und slavischen Throne huldigen lassen; doch bald erwachte der Nationalgeist wieder, und ausgetrieben war alle fremde Herrschaft. Eine jede europäische Nation, welche einerlei Sprache redete, und durch einerlei Sitten begeistert war, wußte sich, wenn fremde Herrschaft drohte, aus eignen Kräften zu vertheidigen. Da durfte nur nach einem schwachen Könige wieder ein starker, nach einer nachläßigen Regierung eine thätigere kommen; ja öfters sich ein einziger unternehmender Geist oder gar ein ausserordentlicher Auftritt zeigen, und die ganze Na=

tion stand auf in Kraft, und stürzte sich auf die Feinde des Vaterlandes. So wissen wir, daß die Erscheinung eines tapfern Ritters Spanien von den Mooren, ein fanatisches Mädchen Frankreich von den Engländern, und Maria Theresia mit ihrem Prinzen in den Armen die österreichische Monarchie gerettet haben. In unsern Tagen wurden ganze Nationen getheilt und vernichtet, ohne daß sich nur eine einzige Gemeinde darunter geregt hätte.

Sonst gab es zweierlei Staaten und Regierungsformen in Europa, nämlich einfache monarchische, welche die Ordnung, und zusammengesetzte republikanische, welche die Freiheit untereinander erhielten. Zu den erstern gehörten Frankreich, Spanien, England, Schweden, Dänemark ꝛc.; zu den letztern Deutschland, Italien, Polen, Holland, die Schweiz ꝛc., aber doch so, daß man selbst wieder unter diesen beiden Klassen mehr oder weniger monarchischen oder republikanischen Geist fand. Die ersteren giengen auf Alleinherrschaft und Eroberungen, die letzteren auf Erhaltung der Freiheit und Selbstständigkeit aus. Erstere erhielten sich durch stehende Armeen und ständige Kriegszucht, letztere durch kluge Bündnisse. Erstere flößten eine beständige Furcht, letztere ein gegenseitiges Vertrauen ein. Wenn erstere sich durch glänzende Unternehmungen auszeichneten, so thaten es letztere durch große Thaten. Erstere er=

hielten den Geist der mechanischen, leztere der freien Künste. Aber beide machten Europa groß, gefürchtet und zur Lehrerin und Meisterin der ganzen Erde.

In unsern Zeiten hat sich dieses Verhältniß abgeändert. Die monarchischen Staaten haben an Macht zugenommen, und die republikanischen an Energie verloren. Einige Monarchien sind zu Kolossen angewachsen, indessen die übrigen Staaten gänzlich in Ohnmacht verfielen. Die europäischen Nationen und Reiche waren ursprünglich sowohl an Größe und Bevölkerung, als Kultur so ziemlich einander gleich. Die Veränderung, welche während dem Mittelalter unter denselben vorgieng, bezog sich blos auf die Verfassung. So kam es dann, daß einige sich mehr der Monarchie, andere der Republik näherten. So lange der Gemeingeist unter ihnen herrschte, hatte diese Veränderung keine merklichen Folgen. Als aber nach der Hand der stehende Soldat eingeführt, und beständige Abgaben festgesetzt wurden, mußten natürlicherweise die rein monarchischen Staaten bei weitem an Kraft über die andern gewinnen, welche nicht solche Einrichtungen eingeführt hatten. Indessen war auch dieses anfänglich noch von keiner großen Wirkung, indem die angegriffenen Staaten das durch Patriotismus und Bündnisse ersetzten, was ihnen an monarchischer Kraft fehlte.

So giengen die europäischen Staaten in ihrer selbstständigen Bewegung fort, als sich gegen das fünfzehnte

Jahrhundert drei Begebenheiten ereigneten, welche dem bisherigen Laufe der Dinge eine ganz andere Richtung geben mußten. Die Kronen verschiedener Reiche und Staaten vereinigten sich in einer Fürstenfamilie; ein großer Theil der Europäer trennte sich von der allgemeinen Kirche, und eine neue Welt wurde entdeckt. Die Staatspartheien in Europa bildeten sich also nicht mehr wie zuvor nach Reichen und Nationen, sondern nach Fürstenhäusern, Meinungen und Handlungsverhältnissen. So wurden die Staatsbürger an auswärtige Verhältnisse gebunden, und man folgte mehr dem Interesse eines fremden Hofes oder Sektenstifters, als jenem seines Vaterlandes. Zerstückelung, Bürgerkrieg und Schwäche war die nothwendige Folge davon.

Nachdem ich nun dargethan habe, worauf eigentlich die Natonalkräfte beruhen, will ich nun auch von den öffentlichen Schulen reden. Ein kluger Fürst wird alle Achtsamkeit und Mühe darauf verwenden, daß in seinem Staate Religion, Vaterlandsliebe, Nationalehre, Ehrfurcht und Liebe gegen seine Person und die Gesetze, und bürgerliche Gebräuche, Feste und das Hauswesen gut bestellt seyen. Die Anstalten, wodurch diese Gegenstände befördert werden, sind der erste Grund des Nationalgeistes und der Nationalerziehung; dann erst kommen die Schulen.

Ein jeder Staat hat mit drei Hauptgattungen von Schulen genug, nämlich den **Unter-**, **Mittel-**

und Hohenschulen. Erstere sind für die Bauern- und Handwerkskinder; diese brauchen ausser der Religionslehre, dem Lesen, Schreiben und Rechnen keinen weitern Unterricht. Das Meiste lernen sie im Felde und in der Werkstatt. Die Mittelschulen oder sogenannten Gymnasien dienen auf der einen Seite den Künstlern und Handelsjungen, auf der andern den künftigen Gelehrten. Grammatik, Mathesis, Geographie, Naturgeschichte, mehr schöne Beispiele aus der Geschichte und den Klassikern, als allgemeine Weltgeschichte und fortgesetzten Religionsunterricht, würde auch hier genug seyn. Auf den hohen Schulen sollten nur jene Wissenschaften gelehrt werden, welche dem Staate nöthig sind. Z. B. Logik, Ethik und Physik, keine Metaphysik und Naturphilosophie. Jurisprudenz, verbunden mit Geschichte und Staatsverwaltungskunst, Medizin und positive Theologie oder die Lehre der Religion, welche in dem Staate die allgemeingeltende ist. Das ist ohngefähr der Inhalt der Staatsschulen. Metaphysik, Naturphilosophie, Philosophie der Geschichte und Geschichte der Philosophie, höhere Theologie, kurz alle höhere und spekulative Wissenschaften sind nicht Beschäftigungen für Jünglinge, sondern für Männer. Für solche Gegenstände des menschlichen Wissens muß ein kluger Fürst eine Akademie errichten, wo sie auch mit Ernst und Uiberlegung getrieben werden können.

Von der Finanzverwaltung.

Ein Fürst ist kein Fabrikant oder Handelsmann, welcher sich um alle Kleinigkeiten und Ersparnisse der Landwirthschaft, der Handwerke und des Handels bekümmern kann; im Gegentheil würde eine zu genaue Sorge für solche Geschäfte den großen Uiberblick und hohen Karakter schwächen, welcher ihm zukömmt. Ihm liegt allein ob, den Handel und Wandel zu schützen und zu unterstützen. Im übrigen muß er es den Landwirthen, Handwerkern und Handelsleuten seines Staates selbst überlassen, wie sie ihre Kräfte verwenden wollen; und sie werden es, wie die Geschichte lehrt, immer besser thun, als eine noch so strenge oder achtsame Regierung.

Indessen giebt es doch mehrere Fälle, wo ein Fürst oder eine Regierung den Handel und die Gewerbe beschränken muß. Wir wollen einige aus der Geschichte anführen. Sonst waren die vorzüglichsten Handwerke in Zünfte abgetheilt, welche ihre eignen Gesetze und Verfassungen hatten, und worin kein junger Handwerker aufgenommen werden konnte, ohne aufgedungen und durch ein Meisterstück geprüft worden zu seyn. Damit waren nun freilich viele Mißbräuche verbunden und dem freien Gebrauche der Kräfte Fesseln angelegt. Allein in unsern Zeiten hat man diese Innungen gänzlich auflösen und eine völlige Freiheit in Gewerben gestatten wollen, welches oft große

Nachtheile hervorbrachte. Nicht nur, daß dadurch der Gemeingeist und die bürgerlichen Rechte geschwächt wurden, die gänzliche Freiheit brachte auch mehr Pfuscher, Betrüger und verdorbene Bürger hervor, als zuvor der Zunftzwang. Daher hat Friedrich II., König von Preußen, in dem Entwurfe zu einem Gesetzbuche, welches er durch seinen Kanzler von Carmer verfassen ließe, Th. II. Abth. II. Tit. III. §. 3 die weise Regel gegeben: daß man zwar durch Erlaubnisse, Dispensationen und andere Polizeiverordnungen den Zunftmißbräuchen ausweichen, keineswegs aber alle Zünfte aufheben und eine ungeprüfte Konkurrenz zulassen sollte.

Eben so kann die ungebundene Freiheit des Handels einem Staate schädlich werden, wenn ein Volk sich die Produkte, welche es in seinem eignen Lande ziehen oder bearbeiten könnte, aus Trägheit oder Modesucht von fremden Völkern theuer erkaufen wollte. Auch giebt es eine Menge fremder Waaren, welche blos der Eitelkeit und Uippigkeit dienen. Ein Fürst würde also sehr unklug handeln, wenn er denselben eine freie Einfuhr in seine Staaten gestatten wollte. Er muß sie entweder gänzlich verbieten, oder mit schweren Abgaben belegen.

So giebt es auch Fälle, wo ein Fürst oder eine Regierung Monopolien und Privilegien im Handel gestatten kann. Wenn nämlich dadurch ein nützliches Gewerb emporgebracht, oder der Erfinder einer Kunst

oder eines nützlichen Produkts belohnt werden soll. So hat z. B. Cromwel die Navigationsakte durchgehen lassen, um die Schifffahrt und den Handel in England zu begünstigen. Uiber diese und mehrere dergleichen Beschränkungen der Gewerbfreiheit lassen sich nicht wohl allgemeine Regeln geben. Ein kluger Fürst wird in einer so wichtigen Sache mit Behutsamkeit zu Werk gehen, denn die Erfahrung unserer Zeit hat gelehrt, daß manche gleisende Finanzprojekte in der Ausführung gescheitert sind, und daß es viel besser seye, den Misbräuchen durch weise Verordnungen auszuweichen, als Verhältnisse zu zerstören, welche Zeit und lange Erfahrung erprobt haben.

Die Hauptsorge, welche einem Fürsten bei der Verwendung des Nationalvermögens obliegt, ist die Finanzverwaltung. Eine jede Regierung hat nämlich solche Anstalten und Stellen nöthig, wodurch sie wirkt und erhalten wird. Diese erfordern sowohl bei ihrer Errichtung als zu ihrem Unterhalte einen zeitlichen oder jährlichen Aufwand, welchen der Fürst oder der Staat entweder aus ihnen eigens angewiesenen Gütern, oder von dem jährlichen Uiberschusse des Nationalkapitals vermittelst der Abgaben und Steuern ziehen muß. Man nennt daher die erstern, nämlich die Güter, Domänen, und das Recht, die letztern zu fordern, Regalien *).

*) Ich habe in dem zweiten Theile meines Werks über die europäische Republik über diese Gegenstände der Staatsver=

Bei unsern Vätern, den alten Deutschen, wußte man nichts von Taxen und Auflagen; ja, man sah sie als ein Zeichen der Sklaverei an. Jeder Stand, welcher dem Staate diente, hatte seine ihm angewiesenen Güter, wovon er sich unterhalten und wofür er seine Dienste thun mußte. Daher finden wir auch in den Kapitularien Karls des Großen, in den Gesetzen Ludwigs des Heiligen und Alfreds, Verordnungen über ihre Meyerhöfe und Domänen, welche einem jeden guten Hauswirthe Ehre machen würden. Auch wissen wir aus der Geschichte, daß die Klöster und Stifter mehr zur Aufnahme des Ackerbaues und der Landwirthschaft beigetragen haben, als selbst die gemeinen Bürger. Hatte ein schwerer Krieg, oder ein sonst ausserordentlicher Vorfall eine Steuer in einem Reiche nöthig gemacht, so wurde sie dem Könige oder Fürsten durch die Reichs- oder Landesstände unter dem Titel einer Bete oder eines freiwilligen Geschenkes (don gratuit) bewilligt. Die großen und Geschwornen sorgten selbst für die Justiz- und Polizeipflege in ihren Gauen; die Geistlichen hielten die öffentlichen Schulen bei ihren Kirchen; der Adel und die Ritterschaft mußten, im Falle eines Krieges, dem Könige im Felde gewärtig seyn; die Landwehren verköstigten sich selbst; und die Könige oder Fürsten

waltung umständlicher abgehandelt. Das klassische Werk darüber wird immer Adam Smiths über den Nationalreichthum bleiben.

unterhielten ihren Hofstaat und die Landesfestungen aus den Einkünften ihrer Domänen. So war also die ganz einfache Finanzverwaltung unsrer Väter auf Grund und Boden gegründet. Viel verwickelter und gefährlicher wurde sie, als der Luxus und die stehenden Armeen einen ungeheuern Aufwand erforderten. Die Domänen wollten nicht mehr hinreichen, die Pracht des Hofes und die große Anzahl seiner Höflinge zu unterhalten. Die Landwehren und Heerbannalisten, welche sich zuvor selbst verköstigten und im Frieden wieder zur Arbeit kehrten, wurden nun ein stehendes Heer von mehreren hundert tausend Menschen, welche, nebst dem was ihre Unterhaltung kostete, dem Ackerbaue oder den Handwerken entzogen wurden; die Eintreibung und Verwaltung der Einkünfte machte ein neues Heer von Finanzbedienten nothwendig, und die übrigen salarirten Staatsdiener, welche jetzt mit Titel und Rang eigene Stellen ausmachten, erforderten auch einen denselben entsprechenden Unterhalt.

Auf diese Weise kamen die Steuern und Auflagen in Schwung, welche in unsern Zeiten oft zu einem unerträglichen Drucke gestiegen sind. Sie werden meistens unter den Namen der direkten oder indirekten Steuern angelegt, je nachdem sie den Steuerpflichtigen unmittelbar oder mittelbar treffen. Wir wollen beide nur in so weit betrachten, als sie entweder drückend, oder dem Nationalreichthum nach-

theilig sind. Da sie jetzt fast in allen europäischen Staaten eingeführt werden, so habe ich wohl nicht nöthig aus der Geschichte die Beispiele dazu anzuführen.

Ein jeder Gegenstand, wovon eine Steuer gefordert wird, muß erst zuvor geschätzt oder taxirt werden, ehe diese Steuer gehörig erhoben werden kann. Man nennt die Auflagen daher auch Taxen. Für die Anlage und Hebung derselben giebt Smith vier Grundsätze an, die jeder Regent und Staatsmann jederzeit vor Augen haben sollte:

Erstens: Die Unterthanen eines jeden Staates sollten, so genau als möglich, im Verhältniß ihres Vermögens zum Unterhalte der Regierung beisteuern.

Zweitens: Die Taxe, die jeder bezahlen muß, sollte gewiß bestimmt, und nicht willkührlich seyn.

Drittens: Jede Taxe sollte zu der Zeit, oder auf die Art gehoben werden, worin wahrscheinlicherweise der Kontribuent sie am leichtesten erschwingen oder bezahlen kann.

Viertens: Jede Taxe sollte dergestalt eingerichtet werden, daß sie den Taschen des Volkes so wenig als immer möglich, und nicht mehr entzieht oder vorenthält, als was sie der Schatzkammer des Staats einbringt *).

---

*) Smith über Nationalreichthümer II. Band V. Buch II. Abschnitt.

Wir wollen aber jetzt nur diejenigen Taxen durchnehmen, welche die Produktion, das Kapital und die Reichthümer eines Staates oder Volks vermindern; die übeln Folgen, welche die Ungleichheit der Taxation, ihrer Hebungskosten und eines Theils ihre schlechte Verwaltung hervorbringen, werde ich in der Zukunft zeigen.

Das Land, die Menschen, die wirthschaftlichen Thiere und Maschienen eines jeden Staates bringen, nebst ihrem eignen Unterhalte, immer noch ein überschüssiges Produkt hervor. Nicht nur die Feldwirthschaft, wie die Physiokraten behaupten, erzeugt mehr, als die Landwirthe, ihr wirthschaftliches Vieh, ihre Familie ꝛc., verzehren können, sondern auch die Manufakturen und der Handel. Besteht gleich nur der Werth ihres Produktes in dessen Verschönerung und dem Umherbringen desselben, so ist doch dieser Werth im Stande, nicht nur alle Fabrikanten und Handelsleute in einem Staate zu erhalten, sondern auch noch die übrigen Bürger, ja sogar Fremde damit zu versehen. Sie erzeugen also einem Staate, eben so wie die Landwirthschaft, ein überschüssiges Produkt; ja sogar nach Maasgabe des größern Absatzes in fremden Ländern oft einen größern Gewinn, als jene. Die Uiberschüsse des Natur- oder landwirthschaftlichen und des Kunst- oder Manufaktur- und Handelsprodukts oder deren Werth, theilen die Gutsbesitzer oder die Kapitalisten unter sich. Diese Uiberschüsse werden

nun entweder von den Gutsbesitzern oder Kapitalisten verzehrt und verschwendet, oder wieder auf die Erhöhung der Produktion, z. B. auf Verbesserung ihrer Güter, auf produktive Maschinen oder Arbeiter rc., verwendet. Da aber die Produktion eines jeden Staates theils in der natürlichen Produktionsfähigkeit seiner Ländereien, theils in dem wirksamen Verlangen auswärtiger Staaten und Völker seine Gränzen hat, so bleibt also in einem jeden Staate endlich ein jährliches überschüssiges Produkt übrig, welches eine Klasse von unproduktiven Menschen und Thieren und Geräthschaften unterhalten kann. Dieses überschüssige Produkt ist das wahre Revier der Taxen. Je mehr dasselbe durch die Taxen getroffen, und von müssigen Verzehrern auf, wo nicht produktive, doch dem Staate sehr nützliche Arbeiter, z. B. Staatsleute, Gelehrte, Künstler rc., hingeleitet wird, je weniger vermindert sich der Reichthum eines Volkes, und je glücklicher ist der Staat. Wir wollen nun sehen, welche Taxen das überschüssige Produkt treffen, und folglich den Reichthum eines Volkes erhalten, ja erhöhen; und welche Taxen neben diesen Uiberschüssen vorbeischießen, folglich die produktiven Kräfte lähmen, und den Reichthum eines Volkes vermindern.

Taxen auf Dinge, deren Werth man entweder gar nicht, oder wenigstens nur durch sehr große Kosten und drückende Untersuchungen erfahren kann, z. B. Kopfsteuern, Taxen auf den Gewinn an Kapitalien,

Fenstertaxen, die Vermögenssteuern rc., lähmen meistens die produktiven Kräfte, und vermindern folglich den Nationalreichthum. Da die Schätzung gänzlich der Willkühr überlassen ist, so können sie einen großen Theil desjenigen Nationalkapitals oder jährlichen Produkts treffen, welches die produktiven Kräfte erhalten und vermehren könnte.

Taxen, welche den Arbeitslohn erhöhen, z. B. Taxen auf den Arbeitslohn oder auf Lebensnothwendigkeiten, vermindern ebenfalls die produktiven Kräfte. Am Ende müssen dieselbe zwar die Gutsbesitzer und Konsumenten bezahlen, allein sie können doch gar leicht den Preis des Produkts der Arbeit so hoch steigern, daß es dem wohlfeilern Produkte fremder Arbeit nicht mehr die Waage halten kann, und folglich keinen Absatz findet. Offenbar wird also dadurch die Nationalindustrie gelähmt. Oft kann auch der Arbeiter zugleich der Gutsbesitzer, oder Kapitalist, oder Meister seyn, welcher sich selbst den Arbeitslohn vorschießt. Ist nun das Gütchen oder Kapitälchen, was er besitzt, gerade so groß, daß es nur ihn ernähren, und sein Zugvieh und Arbeitszeug erhalten kann, so muß er, falls der Arbeitslohn erhöhet wird, entweder noch andere Arbeit übernehmen, oder bei andern in Arbeit treten, oder sein Gütchen und Werkstätte verkaufen, oder schlechter arbeiten, oder Schulden machen. In den drei letztern Fällen werden immer die produktiven Kräfte vermindert. Nun könnte er zwar auch den

Preis des Produktes seiner Arbeit um so viel erhöhen, als die Taxe beträgt, und so müßte dieselbe der Konsument bezahlen. Allein oft ist er selbst der Konsument seines Produkts. Ein Bauer z. B. lebt meistens von seinem Getraide, Vieh, Milch, Butter, Käse 2c. Auch erhöhen solche Taxen nicht allezeit den Arbeitslohn und den Werth des Produkts in einem ganzen Staate; denn die reichen Landwirthe und Meister können oft gezwungen werden, etwas von ihren Gewinnsten schwinden zu lassen, weil ihnen doch immer noch durch die Menge von Gütern und die Größe ihrer Manufakturen ein reichhaltiges Auskommen übrig bleibt.

Die Abzüge eines Theils des Vermögens bei Erbschaften oder Veräusserungen der Güter, die Stempeltaxen oder Registrationsgebühren bei Käufen, Verträgen, Händeln 2c., tragen auch öfters zur Verminderung des Nationalkapitals und der Produktion bei. Da erstere nicht vom reinen Ertrage, sondern vom ganzen Vermögen abgezogen werden, so müssen sie nothwendig, da sie solche einzelne Kapitalien vermindern, auch das Staatskapital schwächen. Letztere bringen oft Leute, welche ohnedies schon verarmt sind, in noch größere Armuth. Sie fallen größtentheils auf solche Leute, welche in Nothwendigkeit gesetzt sind, Schulden zu machen, ihre Güter oder Häuser zu verkaufen, oder selbst welche zu kaufen.

Die Kirchen- und andere Zehenden wirken auf die nämliche Art, wie die Abzüge von Erbschaften 2c.; denn

sie werden ebenfalls nicht von dem reinen, sondern ganzen Ertrage eines Gutes gezogen. Nun wird zwar der zehnte Theil dieses ganzen Ertrags selten dem Ganzen des reinen Ertrags gleichkommen; folglich gieng dieser Zehende nur für den Gutsherrn, nicht für den Staat verlohren. Auch könnten die Güter noch immer so gut gebaut werden, als zuvor; denn meistens wird der Arbeitslohn und der Gewinnst am Kapital mit der Landrente in dem Fall vermischet, wo der Gutsbesitzer zugleich der Landwirth ist; allein diese Arten von Taxen schaden doch immer dem Nationalreichthum. Denn erstens hindern sie in dem Falle, wo dem Gutsherrn oder Landwirthe ausser den Baukosten wenig oder gar nichts vom reinen Ertrage übrig bleibt, alle fernere und ansehnliche Verbesserungen auf dem Gute oder in der Landwirthschaft; zweitens halten sie aus eben der Ursache den Anbau wüster oder noch wenig einträglicher Grundstücke zurück, weil ein Land im ersten Anbaue selten eine große Rente gewährt; und drittens hindern sie den Anbau kostbarer Produkte, weil deren Anpflanzung einen großen Aufwand erfordert.

Die Taxen auf den reinen Ertrag von liegenden Gütern, oder Häusern, und auf die Konsumption von Uippigkeiten scheinen unter allen am meisten das überflüssige Produkt der Natur und Kunst zu treffen, und folglich die besten zu seyn. Allein selbst diese können oft zur Verminderung des Nationalreichthums beitra-

gen. Die Gütertaxe, gemäß welcher ein jeder Besitzer, je nachdem er ein größeres oder besseres Gut besitzt, ein größeres Prozent von dem reinen Ertrage desselben entrichten muß, scheint zwar sehr billig und gut angelegt zu seyn; da aber, wie ich schon oben zeigte, es Güterbesitzer geben kann, welche, obwohl sie selbst ihre Güter anbauen, doch kaum den nöthigen Unterhalt für ihre Familie und die Baukosten herausbringen, so sind dieselbe alsdann nicht im Stande, solche Dinge, z. B. Vieh, Dünger, Werkzeuge rc., wodurch doch offenbar ihr Gut verbessert würde, anzuschaffen. Die Landwirthschaft, und folglich die Vermehrung des Produktes, leidet daher offenbar. Arme Gutsbesitzer sollten also mit schweren Abgaben mehr verschont bleiben, als reiche; und dieses um so mehr, weil man, was den Reichthum in liegenden Gründen betrifft, das Vermögen eines jeden desto leichter wissen kann.

Die Taxen auf Uippigkeiten erfordern eine Menge von Finanzbedienten und sonstigen Hebungskosten. Diese Anzahl der Bedienten und Kosten steigt, je unförmiger, häufiger und ungleicher diese Taxen gezogen werden. Sie nehmen also dem Volke eine größere Summe ab, als es entrichten, und bringen der Kammer eine geringere Summe ein, als sie haben sollte. Nun liegt freilich dem Staate wenig daran, ob ein Theil des überschüssigen Produkts von reichen Konsumenten, oder von reichen Finanzbeamten verzehrt werde. Allein nicht alle Konsumenten von Uippig-

keiten sind blos Verschwender; viele würden das Kapital, so sie durch ihre Taxen dem Staate, oder vielmehr den Finanzbedienten entrichten müssen, auf produktive Arbeit verwenden. Dieser Theil wird also auf solche Art der Vermehrung des Nationalreichthums entzogen.

Bei allem dem bleiben beide Arten von Taxen doch noch immer die besten. Sie treffen am meisten die müssigen Konsumenten und das überschüssige Produkt, und sind, wie wir noch sehen werden, auch die gleichsten und folglich billigsten. Ja bei der dermaligen Stufe von Kultur würde es vielleicht nachtheilig seyn, die Güter der reicheren Besitzer verhältnißmäßig mit größeren Taxen zu belegen. Die Prozenten an Kapitalien, so jetzt in Güter gesteckt werden, sind meistens noch nicht so groß, als daß sie jenen, welche auf gewisse Manufakturen und den Handel verwendet werden, die Waage halten könnten. Durch eine auf diese Art erhöhte Taxe würden also die reichen Gutsbesitzer leicht bewogen werden, ihre Kapitalien von den Gütern hinweg auf andere Gewerbe, oder vielleicht gar in das Ausland zu leiten. Darunter würde aber offenbar der Ackerbau leiden.

Das letzte Mittel, wodurch die Regierung zur Vermehrung oder Erhaltung der Nationalreichthümer beitragen kann, ist endlich die kluge Verwaltung der Staatseinkünfte oder der öffentlichen Gelder. Eine kluge Regierung wird besorgt seyn: Erstens, daß

nach abgezogenen nöthigen Kosten alle öffentlichen Gelder richtig und treu in die öffentliche Schazkammer einlaufen; zweitens, daß diese öffentlichen Gelder mehr auf produktive als unproduktive Hände, mehr ins Land als ins Ausland zurücklaufen; und drittens, daß sie auch hinlänglich sind, bei einem außerordentlichen Falle und Aufwand, ohne neue beträchtliche Auflagen, den Bedürfnissen des Staates zu steuern.

Bei der Einnahme sind überhaupt diejenigen Einkünfte und Auflagen den meisten Ungleichheiten und Betrügereien unterworfen, deren Hebung entweder willkührlich ist, oder mehrere Einnehmer und folglich Kosten erfordert, oder wo die Einnehmer nicht gehörig kontrollirt werden können. Der erste Fall ereignet sich bei Taxen auf solche Gegenstände, deren Schäzzung man fast allein dem Einnehmer oder Steuerpflichtigen überlassen muß, z. B. Kopfsteuern, Markschaz, Vermögen- oder Kapitalsteuer. In diesen Fällen schaltet entweder der Finanzbediente eigenmächtig über das Vermögen der Steuerpflichtigen, oder dieser giebt weniger an, als er sollte. Da nun weder der Finanzbeamte noch der reiche Kapitalist oder Kaufmann selten ihre Vortheile vergessen, so nimmt jener mehr ein, dieser giebt weniger ab, als beide sollten. Diese Einnahme schadet also dem Armen und dem Aerarium zugleich.

Der zweite Fall ereignet sich bei einer zu verwickelten Zoll- und Akziseinnahme. Diese erfordert eine Menge

von Zöllnern, Einnehmern, Aufsehern, Polizeidienern und Gegenschreibern ꝛc., wodurch denn ein großer Theil, vielleicht die Hälfte der Einnahme, in den Händen der Mauthbedienten zurückbleibt. Bei eben diesen Einnahmen ereignet sich also auch meistens der dritte Fall, weil sie weder gehörig geschätzt, noch kontrollirt werden kann.

Bei der Ausgabe der öffentlichen Gelder können ähnliche Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten Statt finden. Die dem Volke abgenommenen Steuern sollten nach Maasgabe der größern Arbeit, Nützlichkeit und Geschicklichkeit unter die Staatsbeamten vertheilt, oder auf gemeinnützige Anstalten und Gebäude verwendet werden. Geschieht dieses nicht, so leiden das Volk und der nützliche Staatsbeamte zugleich; jener, weil seine Steuern verschwendet, dieser, weil seine Verdienste nicht belohnt werden. Zu diesem Nachtheile kömmt noch ein anderer, wenn die Staatsgelder entweder in die Hände von Müssiggängern, oder durch Ankauf fremden Landes in das Ausland fließen.

Gegen diese Mißbräuche der Einnahme und Ausgabe giebt es drei Hauptmittel. Erstens, wenn ein Fürst oder sein Finanzminister nur solche Gegenstände mit Steuern belegen, deren Werth auch gefunden und taxirt werden kann, z. B. Güter, Häuser, Waaren, die Briefe, gerichtlich ausgeliehene Kapitalien, Fuhrwerk und Vieh, oder auch bei Brücken und Uiberfahrt der Personenzoll. Zweitens, wenn er die Zoll- und

Akzisgebühren vereinfacht und in den Tarifen deutlich ausspricht, z. B. durch Bestimmung der Chaussee-gebühren nach Postmeilen, der Akzisgebühren nach Stücken oder nach dem Gewicht, der Waaren nach ihrer Nützlichkeit oder Unnützlichkeit 2c.; endlich drittens, wenn er die angestellten Finanzbediente gehörig zu bewachen und zu kontrolliren versteht.

Zu einer treuen und richtigen Finanzverwaltung gehört nothwendig das Rechnungswesen und die Gegenschreibung, oder Kontrolle. Dieses ist eine Sache, worauf ein Fürst besonders wachen soll. Es ist nicht möglich, daß er alle Einnahmen und Ausgaben selbst übersehe. Wenn er sich auch Mühe geben, und die Hauptrechnungsbücher durchblättern wollte, so würde er doch die dahinter versteckten Betrüge nicht bemerken, wenn sie nicht von unten herauf gleich gerügt werden. Das erste also, was ein Fürst bei einem so wichtigen Gegenstande zu thun hat, ist die Ernennung eines treuen, fleißigen, geschickten und der Betrüge kundigen Finanzministers. Dieser, wenn er selbst redlich ist, wird ihm auch nur redliche Leute zu den Finanzstellen in Vorschlag bringen, und so wird die Kontrolle von oben bis zu den untersten Finanzbeamten einen eignen Trieb von Redlichkeit und Achtsamkeit erhalten. So machte es Heinrich IV. mit seinem Minister Sülly. Er ließ alle Einnahmen und Ausgaben untersuchen, und die Finanzbeamten scharf bewachen. „Diese „Schurken, sagte er in einem Briefe, fressen mit

„jener ungeheuern Menge von Intendanten, die sich „mit ihnen durch Empfehlungen von Vettern und „Baasen zudringen, den Braten allein auf, und „haben mehr als hunderttausend Thaler verzehrt: „eine Summe, welche hinreichend wäre, alle Spanier „aus Frankreich zu vertreiben.“ „Wie kann ich, „sagt Sülly, die Ränke und Spitzbübereien einer so „heillosen Kunst beschreiben? Die Verhehlung der „Gelder, die Verfälschungen der Rechnungen und „Beilagen, die doppelt in Rechnung gebrachten Sum„men; jener blos angeblichen Verwirrung nicht zu „gedenken, unter welcher die Verborgenen sehr hell „sehen, indessen jeder andere nichts als Dunkelheit „und Nacht erblickt. Es ist genug, wenn ich sage, „daß ich nur aus zwei alten Schuldforderungen und „den Quittungen, darüber ich die Rechnung schließen „ließ, ohne Mühe mehr als 500,000 Thaler heraus„gebracht habe, welche für den Staat verloren ge„wesen wären.“

Bei schweren Kriegen oder ausserordentlichen Bedürfnissen erfordert die Erhaltung eines Staates oft auch ausserordentliche Anstrengungen und Steuern. Diese herbeizuschaffen hat ein Fürst nur drei Mittel. Er muß entweder dazu einen vorräthigen Schatz sammeln, wie dies Heinrich IV. in Frankreich und Friedrich II. in Preußen gethan haben, oder er muß seine und die andern Völker, mit denen er Krieg führt, mit starken Kontributionen und Einquartirungen be-

legen, wie das in den letzten Kriegen die Franzosen versuchten, oder er muß Schulden machen, wie das der Fall mit England und jetzt fast in allen europäischen Staaten ist. Unter diesen ausserordentlichen und oft verzweifelten Mitteln wird bei einem Staate, dessen Reichthum vorzüglich auf Ackerbau und Fabriken gegründet ist, das erste immer das beste seyn. Obwohl die Gelder, welche in einem Schatze zurückgelegt werden, Gewerben entzogen und gleichsam ein für den Staat todtes Kapital sind, so ist es doch immer den beiden letztern vorzuziehen, denn durch das zweite bringt ein Fürst die Völker zum Murren oder gar zu einer Empörung, welches in einem Kriege um so gefährlicher ist, weil diese die Feinde gegen ihn benutzen werden, und das letztere veranlaßt Verschwendung und neue Kriege, weil durch dasselbe die Gelder leichter aufzubringen sind.

Nur Handelsstaaten, wie England oder Holland, können sich eine große Schuldenlast erlauben. Denn erstlich kreditirt hier die Nation der Regierung; zweitens gewinnt während einem Kriege die Nation durch ihren Handel und Eroberung fremder Inseln und Kolonien immer über zwei Drittheile mehr, als die Regierung während demselben Schulden macht; und drittens erleichtert auch der erweiterte Handel die neuen Taxen, welche zur Bezahlung der Zinsen und zur Erhaltung des Tilgungsfonds nöthig werden.

Von der Polizei- und Justizverwaltung.

Die Polizeiverwaltung ist da, um künftige Gebrechen oder Verbrechen vom Staate abzuhalten; die Justizverwaltung aber um wirkliche Gebrechen oder Verbrechen zu strafen, oder nach den Gesetzen zu bessern. Erstere hat also zu wachen, daß nicht gegen die Gesetze und Verordnungen gefehlt werde, letztere zu urtheilen, ob wirklich gegen die Gesetze gefehlt wurde, und durch dieses Urtheil die Gerechtigkeit zu handhaben.

Als unter Bürgern und Völkern noch Treue und Glauben herrschte, waren die beiden Staatsverwaltungszweige noch nicht so verwickelt und schwer, wie jetzt, daher auch nicht so drückend und kostspielig. Wie aber sowohl der innere als äussere Betrug zunahm, mußte sich auch sowohl die Zahl als die Geschicklichkeit der Polizei- und Gerichtsbeamten vermehren. Man dehnt jetzt die Zweige der Polizeigewalt fast über die Hälfte der Regierungsgegenstände aus. Im Grunde sollte sie aber nur für die Erhaltung der öffentlichen Sicherheit, der öffentlichen Reinlichkeit oder Bequemlichkeit und der Gesundheit sorgen. Ein Fürst muß also zur Verwaltung der Polizei solche Leute anstellen, welche entweder Kenntnisse, um gute Verordnungen und Anstalten anzugeben, oder List, um auf deren Aufrechthaltung zu wachen, oder Entschlossenheit genug haben, um dieselben in Vollzug zu bringen. Da hierin,

wie bei dem Finanzwesen, alles darauf ankömmt, daß sich ein Fürst einen guten Polizeiminister wähle, so muß dieser, nebst einer erprobten Treue und Redlichkeit, alle die Eigenschaften in seiner Person vereinigen, welche ich oben bei den drei Klassen von Polizeibeamten als erforderlich angab. Er muß die Ruhe und Kenntniß eines Gesetzgebers, mit der List und Entschlossenheit eines Generals in seiner Person verbinden. Je mehr heimliche Verbrechen oder Gebrechen in einem Staate üblich werden, je schärfer und verlässiger muß die Aufsicht seyn. Es werden daher selbst Spitzbuben und schlechte Leute, welche begnadigt oder bestochen sind, gegen andere Spitzbuben und schlechte Leute gebraucht, damit man desto gewisser auf die Spur komme. Deßwegen halte ich die Anstellung eines guten Polizeiministers für eine der ersten Sorgen und Pflichten eines Fürsten, weil dessen Unredlichkeit oder Ungeschicklichkeit dem allgemeinen Wesen fast nicht zu vergütende Nachtheile herbeiführen kann.

Ich will mich jetzt nicht in alle Theile der so verwickelten Polizeiverwaltung einlassen, indem wir darüber auf allen hohen Schulen vollständige Bücher und Vorlesungen, in allen guteingerichteten Staaten musterhafte Beispiele haben. Es ist genug, daß ich das angegeben habe, was hierin einem Fürsten zukömmt. Hat dieser oben gut gewählt, so wird es auch auf den untern Stellen gut gehen. Ich komme demnach zu der Justizverwaltung.

Die Geschäfte dieses Verwaltungszweiges beziehen sich entweder auf Fälle, welche erst nach Vorschrift des Gesetzes eingerichtet werden sollen, oder auf Fälle, wodurch das Gesetz schon als verletzt angesehen werden kann. Jene nennt man daher die aussergerichtlichen, diese die gerichtlichen Verhandlungen. Jene werden entweder bei einer Gerichtsstelle abgethan, welche aber in diesem Falle nicht richtet, sondern nur nach den Gesetzen einrichtet, oder es sind dazu besondere Beamten angestellt, welche man gemeiniglich Notarien nennt. Beide verfertigen im Namen und nach dem Willen der Verhandelnden den Akt, geben ihm öffentliche Beglaubigung und Rechtskraft, und bewahren die Urkunden oder Abschriften davon in ihren Archiven.

Die gerichtlichen Geschäfte setzen immer eine Verletzung des Gesetzes und folglich einen Rechtsstreit voraus. Sie werden daher auch darum so genannt, weil hier geurtheilt oder gerichtet werden soll, welcher der streitenden Theile Recht oder Unrecht habe. Ehe aber ein Rechtsstreit zu einer förmlichen Entscheidung kömmt, sucht man die Parteien erst durch gütliche Vorstellungen zu vergleichen; daher hat man in England und Frankreich auch besondere Friedensrichter angestellt, um diese Ausgleichung zuerst friedlich zu Stande zu bringen. Gelingt es aber denselben nicht, den Rechtsstreit auf die Art beizulegen, so muß die Sache vor ein ordentliches Gericht gebracht werden.

um darüber zu entscheiden. Aber auch hier kömmt es darauf an, ob der Gegenstand, worum gestritten wird, von solcher Wichtigkeit sey, welche das Gesetz ausdrücklich dazu bestimmt hat; sonst kann er nur bei dem Friedensgerichte abgeurtheilt werden.

Die Gerichtsstellen, wobei strittige Rechtsfälle entschieden werden sollen, sind entweder ausserordentliche, oder ordentliche. Jene werden auch nur bei ausserordentlichen oder solchen Fällen angesetzt, wo aller Abschub schädlich werden könnte. Man nennt sie daher auch Spezial-Kommissionen, und sie entscheiden nur für diesen einzelnen Fall. Die Prozeßordnung ist hier bei weitem nicht so verwickelt, als bei den ordentlichen Gerichten. Der Fall wird durch Beweise sicher gestellt, und die Sache ohne weitere Appellation oder Revision sogleich abgeurtheilt, das Urtheil vollstreckt. Daher werden solche Spezialkommissionen meistens in Kriegszeiten angestellt, wo das Verbrechen sogleich bestraft seyn muß, oder auch bei Fällen, wo das Gesetz nicht ganz deutlich spricht.

Die ordentlichen Gerichtsstellen sind in Unter- und Obergerichte abgetheilt. Erstere entscheiden den Rechtsstreit in erster Instanz, und, wenn die Parteien mit dem Urtheile zufrieden sind, ist der Prozeß geendigt. Da es aber Fälle geben kann, wo eine Partei sich durch deren Urtheil beeinträchtigt glaubt, oder wo auch die Gerichtsformen verletzt worden seyn mögen, so hat man über diese untere

Gerichtsstellen noch höhere angesetzt, bei welchen man durch Appellation oder ein Responsum juris Revision oder Kassation des gefällten Urtheils nachsuchen kann. Wir wollen daher den gemeinen Rechtsgang bei den Untergerichten angeben, dann zu den höhern steigen.

Die Untergerichtsstellen sind nach den verschiedenen Gegenständen, welche sie abzuurtheilen haben, auch verschieden. Man nennt sie Zivil-, Handlungs-, Kriminal- oder auch Sitten- und Polizei-Gerichte, je nachdem sie über Zivil- oder Handlungs- oder Kriminal- oder Polizeisachen und Verbrechen zu entscheiden haben. Bei einem jeden Rechtsstreite ist ein Kläger und ein Beklagter. Jener fängt den Prozeß an, indem er den Rechtsfall vor das Gericht bringt, wodurch er sich beeinträchtigt zu seyn glaubt. Er kann dieses nun entweder selbst thun, oder durch einen Sachwalter thun lassen. Das Gericht muß hierauf den Beklagten vorladen, um sich dagegen entweder selbst, oder ebenfalls durch einen Sachwalter zu vertheidigen. Somit beginnt dann der Rechtsstreit durch Repliken und Duppliken ꝛc. und er wird entweder mündlich oder schriftlich geführt. Mir scheint letztere Art der ernsten und wichtigen Sache angemessener, weil das Urtheil des Richters nicht durch Redekünste bestochen, oder seine Aufmerksamkeit abgespannt werden soll. Nachdem nun durch Beweise und Untersuchungen der Fall sicher gestellt und die Rechtsgründe erwogen sind, fällt die Gerichtsstelle das Urtheil nach

Mehrheit der Stimmen. Sind die Parteien damit zufrieden, so ist der Prozeß geendigt; wo nicht, so geht die Sache durch Appellation weiter an die höheren Gerichte, welche in letzter Instanz zu urtheilen haben.

Bei Handlungs- und Kriminalsachen ist die Gerichtsstelle oft in geschworne und gelehrte Richter abgetheilt, weil bei solchen verwickelten Fällen ein bloser Rechtsgelehrter entweder nicht die Kenntnisse haben kann, welche zu einem gründlichen Urtheile erfordert werden, oder weil man den Beklagten, wo es an Leib und Leben geht, auch nur von durch ihn selbst gewählten unparteiischen Richtern will für schuldig oder unschuldig erklären lassen. Diese Geschwornen, welche meistens keine Rechtsgelehrten sind, haben aber nur über den Fall, nicht aber über das dahin sich beziehende Gesetz zu urtheilen und zu entscheiden. Die Geschwornen richten also nur, wie die Juristen sagen, über die quaestionem facti, die Gerichtsstelle aber über die quaestionem juris.

In großen Staaten und Reichen giebt es nebst diesen gemeinen Gerichten noch höchste Reichsgerichte, durch welche Staatsverbrechen oder hohe Personen gerichtet werden. In solchen Fällen ist der Staat, oder eine dafür angeordnete Stelle in seinem Namen der Kläger, und eine andere aus den höchsten Häuptern des Staates zusammengesetzte Stelle der Richter.

Dieses ist der gewöhnliche Gang der Justitzgeschäfte.

Ein Fürst hat auf keinen Zweig der Staatsverwaltung strenger zu halten, als auf diesen; denn in einem Lande, worin keine Gerechtigkeit ist, ist auch keine Freiheit und kein Wohlstand. Deswegen haben auch alle große Könige alter und neuer Zeit ihr Augenmerk darauf gerichtet; ja die besten darunter, wie Theseus, Numa, Karl der Große, Rudolf von Habsburg, Ludwig der Heilige, Ferdinand und Stephan entweder neue Gerichtsordnungen entworfen, oder selbst zu Gericht gesessen. Die Gerichtsstellen müssen nicht nur mit geschickten Rechtsgelehrten, sondern auch redlichen, unbestechlichen Männern besetzt seyn; aus diesem Grunde haben unsre alten Fürsten ihre Kanzler und ersten Minister aus solchen Leuten gewählt. Denn ein Staatsmann, welcher von Jugend auf an rechtliche Formen gewöhnt wird, und dessen Hauptbeschäftigung die Gerechtigkeitspflege ist, bringt auch in die übrige Staatsverwaltung einen fast unvertilgbaren Karakter von Rechtlichkeit mit, wie man das in der Geschichte des Thomas More, de l'Hospital, Oxenstierna, Barneveld und des Hugo Grotius sehen kann. Diese redlichen Kanzler und Staatsmänner haben lieber die Ungnade ihrer Fürsten, ja lieber Gefängniß und Tod erduldet, als daß sie von dem Rechte und ihrer Uiberzeugung abgewichen wären. Dagegen sind jene Minister, welche sich, wie Richelieu, Mazarini, Alberoni, Sejanus und andere, durch Kabale und Hofränke

in die Höhe geschwungen haben, so glänzend auch ihre Verwaltung erscheinen mochte, die Geißel ihrer Fürsten und der Völker geworden.

Von den auswärtigen Geschäften.

So sehr die Ausführung des menschenfreundlichen Projekts zu einem allgemeinen Frieden, welches der gute König Heinrich IV. entworfen, der Abt St. Pierre und Rousseau ausgearbeitet haben, zu wünschen wäre, so wird unter Völkern und Fürsten doch einer das System des Machiavelli und Hobbes beibehalten; es wird ewiger Krieg bleiben. Die Staatsklugheit hat daher in neuern Zeiten das System des Gleichgewichts in Gang gebracht, wodurch wenigstens die Vernichtungs- und Unterjochungskriege unter Völkern seltener werden, wie wir das in unsern Zeiten gesehen haben. Ich muß daher, was diesen Punkt betrifft, auf meine Schrift: System des Gleichgewichts und der Gerechtigkeit verweisen, worin ich sowohl die Grundsätze desselben, als auch die dazu passenden Thatsachen vollständig und ausführlich angegeben habe.

Der Krieg wird unter Völkern und Staaten entweder in dem Kabinette, oder auf dem Felde geführt. Das Volk nennt daher jenen den Feder- diesen den Feldkrieg. Ehe nämlich ein Fürst zu den Waffen greift, sucht er erst durch seine Gesandte und Minister,

vermittelst Vorstellungen, Deductionen und Manifeste, seine gerechte Sache zu beweisen, oder den Schwächen des Feindes nachzuspüren. Diese Verhandlungen nennt man die auswärtigen Geschäfte oder Diplomatie. Da aber ein Fürst nicht immer mit den fremden Höfen oder Regierungen unmittelbar negotiiren kann, so hält er sich dazu eigne Minister und Gesandte, oder auch heimliche Kundschafter, welche in seinem Namen oder nach seiner Instruktion handeln müssen. Zu dieser Art von Staatsbeamten muß ein Fürst Leute wählen, welche, was ein seltener Fall ist, Redlichkeit mit List, Kraft mit Geschmeidigkeit, solide Wissenschaft mit der Kenntniß der frivolsten Dinge, ehrwürdigen Ernst mit komischer Gewandtheit, Gravität und Würde mit einer angenehmen Leichtigkeit verbinden. Da man nun so verschiedene Eigenschaften selten in einer und derselben Person beisammen findet, so besetzt ein kluger Fürst einen Gesandtschaftsposten so, daß der wirkliche Gesandte einen schlichten Verstand, Würde und Hofton, sein Gesandtschaftsrath oder Gesandtschaftssekretär aber die übrigen Eigenschaften besitzt, welche ersterem fehlen. Jener verrichtet also alle diplomatische Geschäfte, welche mündlich und im Umgange mit dem fremden Fürsten oder seinem Minister unmittelbar verhandelt werden müssen; dieser aber die übrigen, wozu Ersterer weder Zeit noch Gelegenheit hat.

Um die Stärke und Schwäche eines Staates, oder die Gesinnungen seiner Regierung zu erforschen, bedienen sich die Gesandten und Diplomatiker besonders dreyer Mittel, der Menschenkenntniß, der Bewegung der Leidenschaften und der Nachrichten Sachkundiger oder mißvergnügter Menschen. Es giebt nämlich gewisse Dinge und Verhältnisse, welche man ohne alle Thatsachen und Aeusserungen schon a priori beurtheilen kann. Dieses Urtheil gründet sich hauptsächlich auf Menschenkenntniß und die Beobachtung des Fürsten oder Ministers, mit welchen man zu thun hat. Jene erwirbt man sich durch eignes Nachdenken, durch das Studium der Geschichte und den Umgang mit Menschen, diese durch eine scharfe Beobachtung des Individuums. Wenn ein fremder Fürst oder seine Minister auch noch so verschlossen sind, so weiß man doch wohl im allgemeinen, was sein Interesse und seine Wünsche seyn können. Handelt er nun darnach immer konsequent, so kann man auch leicht seine Absichten errathen, wenn er schon das Gegentheil davon zu äussern scheint. Handelt er aber gewöhnlich inkonsequent, so muß man den gegenwärtigen Augenblick benutzen, und in den gegebenen Fällen oder Gesprächen nur durch irgend eine Frage oder eine unerwartete Erklärung ihn zu überraschen suchen. Auch der geübteste Diplomatiker ist oft nicht kalt und gefaßt genug, um diese Probe auszuhalten. Besonders dient hierin die Beobachtung

der Ideen= oder Gedankenverbindung. So kömmt z. B. ein Mensch, mit dem man sich unterhält, schnell von einer Sache zu einer andern, wozwischen man anfänglich die innere Verbindung gar nicht reimen kann; wenn man aber den Gedankenlauf näher untersucht, so lassen sich die Mittelgedanken wohl auffinden, besonders wenn sein Geist beunruhigt ist. Man muß nur die äussern oder innern Anlässe bei diesem Sprunge zu errathen suchen. Dieses ist überhaupt eine große diplomatische Kunst, und sie führt oft zu den geheimsten Gedanken der Fürsten oder ihrer Minister. Uibrigens versteht es sich von selbst, daß ein Diplomatiker oder Gesandter sich bald eine allgemeine Kenntniß der Stärke und Schwäche des Staates erwerben muß, wohin er abgeschickt wurde.

Das zweite Mittel ist die Benutzung der Leidenschaften jener Menschen, welche auf den fremden Fürsten oder seine Staatsgeschäfte den meisten Einfluß haben. Hier müssen alle Triebfedern der menschlichen Neigungen in Bewegung gesetzt werden. Wie viele Gesandten haben sich der Schmeichelei, der Buhlerei, der Bestechung, der Galanterie und der Großsprecherei bedient, um ihre Absichten zu erreichen. Keine Person scheint ihnen zu unwichtig, um sich ihrer nicht zu bemächtigen. Ja, unbedeutende Menschen, wie Bediente, Kammerdiener, Hofnarren u. dgl., leisten öfters einem Diplomatiker wichtige Dienste, weil sich ein Fürst oder Minister nicht vor ihnen in Acht nimmt,

und sie desto unbemerkter Etwas erfahren können. Auch ist es dienlich, wenn ein Gesandter oder Diplomatiker selbst den Schein von Unbefangenheit und Offenheit annimmt; dadurch vergißt man öfters seine Stelle, und er gewinnt Zutrauen.

Das letzte und gemeinste Mittel der Diplomatiker ist die Benutzung und Ausforschung staatskundiger oder mit denselben mißvergnügter Leute. Diese Klasse von Menschen bestrebt sich, theils aus Wißbegierde, theils aus Neid, alle Vorfälle aufzumerken, die Aeusserungen geltender Personen zu erspüren und Anekdoten zu sammeln, welche man wohl anderswo nicht erfahren hätte. Sie sind daher eine sehr ergiebige Quelle für einen diplomatischen Beobachter. Nur muß man bei ihnen selbst seinen eignen Kopf zu Rath halten, denn sie sind auch meistentheils Großsprecher und Stadtkutschen, die öfters sich wichtiger und in den Geheimnissen vertrauter angeben, als sie wirklich sind. Wenn nun eine kluge Regierung merkt, daß solche politische Schwämme, wie sie Hamlet nennt, von einem Gesandten ausgedrückt werden sollen, so theilt sie ihnen gerade solche Mährchen mit, welche sie ausgestreut haben will, und meistens das Gegentheil von dem sind, was wirklich geschieht oder geschehen soll. Uiberhaupt muß ein Gesandter nicht zu viel verdächtige Wege nachsuchen. Eine Regierung handelt oft ganz offen und gerade, und man vermuthet eine verborgene List. Deßwegen sind die Regierungen großer Fürsten

den diplomatischen Forschern so räthselhaft, weil sie gerade sind.

Bei wirklichen Unterhandlungen kömmt vieles darauf an, daß man den rechten Zeitpunkt zu treffen, und so wenig zuzugeben weiß, als man zu verantworten glaubt. Ein kluger Gesandter kann sich ja immer noch mit der endlichen Genehmigung seines Herrn entschuldigen; daher ist es klug, wenn ein Fürst, um sich nicht zu kompromittiren, nicht unmittelbar Verhandlungen anknüpft. Es giebt jedoch Augenblicke, wo man keine Zeit verlieren und sogar einige Opfer bringen muß, um für die Zukunft desto mehr zu erhalten, wie dies Friedrich II. nach dem ersten schlesischen Kriege mit Maria Theresia machte. Es giebt aber auch Augenblicke, wo man viel fordern kann, und die man nicht vorbeigehen lassen muß. Dergleichen hatte Oestreich gegen Napoleon im Jahre 1813 und gegen seine Verbundenen im Jahre 1814. Nachdem der harte Winter im ersten Jahre über die Hälfte der französischen Armee bei Moskau weggerafft hatte, und noch keine neue zu deren Ersatz in Frankreich gebildet war, konnte Franz II. seinem Schwiegersohne mit der Vernichtung seiner noch übrigen Truppen, ja sogar, durch einen Einfall im Rücken, mit Gefangenschaft drohen, wenn er nicht einen mäßigen für ihn vortheilhaften Frieden eingehen würde. Eben so konnte er nach den Schlachten bei Lützen und Bautzen seine künftigen Alliirten mit ihrem Untergange schrecken,

wenn sie ihm nicht die ganze Leitung des Krieges und Friedens überlassen würden. So sehr hängt öfters ein großer Schlag von einem einzigen günstigen Augenblicke ab, dessen Benutzung einem Fürsten die größten Vortheile, dessen Vernachlässigung aber eine bittere Reue verursachen kann.

Am besten gehen auswärtige Geschäfte mit jenen Höfen und Staaten ab, mit welchen man ein gleiches Interesse hat, oder welche zu ohnmächtig sind, als daß man Widersprüche zu befürchten hätte. So haben Oestreich und Frankreich seit Karl V. und Franz I. bis auf den westphälischen Frieden fast die nämlichen Alliirten gehabt, weil sie durch Religion, Interesse und Neigung an eine oder die andere dieser Mächte gebunden waren. Wenn aber Interessen oder Abneigung Höfe oder Völker trennen, so können sie wohl der Noth oder dem Scheine nach eine Zeitlang zusammen wirken, aber sobald diese Verhältnisse vorüber sind, bricht auch der alte Haß und die alte Eifersucht desto stärker wieder hervor; wie man dieses während der französischen Revolution an den vielen Koalitionen gesehen hat, und jetzt schon wieder bemerken kann. Wenn also ein Fürst mit seinem natürlichen Nebenbuhler sich in ein Bündniß einlassen will, so darf er es nur in der äussersten Noth oder auf eine solche Weise thun, daß er ihn beständig in Händen hat. Ein Fürst, welcher aus Gutmüthigkeit oder Schwäche einem Staate aus der Noth hilft, von

dessen Treulosigkeit und Undankbarkeit er schon öfters Beweise hat, wird diesen Schritt über kurz oder lang bereuen müssen. Dieses sehen wir in der alten Geschichte an den Achäern und Aetoliern, in unsern Zeiten an der Geschichte des Baseler und Tilsiter Friedens.

Ich habe es nicht nöthig befunden, zu diesen diplomatischen Künsten immer die Beispiele anzuführen, weil sie bei Höfen und in Rathsversammlungen nur zu bekannt sind, ja öfters bis zu einer kleinlichen, einem Gesandten unanständigen, Zierlichkeit getrieben werden. Es kömmt weder einem großen Fürsten, noch einem großen Volke zu, seine Unterhandlungen mit fremden Völkern durch Schleichwege und Erniedrigungen zu treiben. Es zeigt immer von Schwäche der Fürsten oder der Staaten, wenn sie sich gegen Auswärtige kleinlicher Mittel bedienen. Es gefallen mir vielmehr die Römer, welche, ohne viele Ausweichungen und Umschweife, oft durch einen Faltenwurf oder einen um den Fürsten gezogenen Kreis über Krieg und Frieden entschieden haben. Auch gefällt mir die Aeusserung Karls XII., als er im Senate, welcher wegen der gegen Schweden hervorbrechenden Verbindung der nordischen Mächte in Verlegenheit war, grade und entschlossen sagte: „Ich will erst meinen Feinden etwas „Furcht einjagen, dann mit ihnen traktiren.“ Wenn ich in der Geschichte lese, wie grade und offen Scipio und Hannibal, Friedrich von Oestreich und Ludwig der Bayer, Eugen, Villars und Marl=

borough mit einander unterhandelt, und wie große, wichtige, ungeheure Geschäfte sie mit wechselseitiger Bewunderung und Hochachtung abgethan haben, so möchte ich den ganzen Troß von Scharlatanen, Hofnarren, Kleinmeistern, Geleitsrittern und beschäftigten Müssiggängern, welche sich Diplomatiker nennen, auf ein Marionettentheater jagen, um da ihren elenden Neuigkeits- und Fraubaasen-Hokus-pokus auszukramen. Diese Menschen nutzen nicht nur einem Fürsten nichts, sondern sie schaden ihm noch; denn wenn sie auch noch so wenig solide Kenntnisse oder große Ansichten der Dinge haben, so besitzen sie doch die Kunst, große und talentvolle Leute von Fürsten und Ministern entfernt zu halten, oder gar zu verläumden. Sogar ihr Lob ist öfters eine Verläumdung. Denn wenn sie sehen, daß sie einem rechtschaffenen Mann nicht mit Achselzucken oder übler Rede beikommen können, so loben sie grade die Fähigkeit oder Geschicklichkeit an ihm, welche den Fürsten oder Minister in dem Urtheile oder der Achtung irre führt. Nirgends finde ich diese Klasse von Menschen besser geschildert, als in Shakespear's Hamlet am Güldenstern und Polonius. Es sind Leute, wie Göthe's Werther sagt, deren Dichten und Trachten Jahrelang dahin geht, wie sie einen Stuhl weiter in den Gesellschaften kommen.

Von dem diplomatischen- oder Federkriege.

Nachdem ich im vorigen Kapitel die diplomatischen Künste angegeben habe, will ich nun auch die Hauptmaschinen anführen, welche die Fürsten und Völker Europens sowohl in als ausser dem Kriege gegeneinander spielen lassen.

Die europäische Republik besteht aus zwei Hauptmassen, welche immer gegeneinander stoßen und kriegen, und durch diesen Kampf einander im Gleichgewichte zu halten suchen. Die eine Masse will ich die demokratische und die andere die monarchische nennen. Zwischen beiden steht noch eine in der Mitte, nämlich die aristokratische. Diese tritt entweder auf die eine oder die andere Seite, je nachdem es die Umstände und ihr Interesse fordern.

Die demokratische Partei strebt immer nach Freiheit und Gleichheit, und wenn sie ausschweift, oder keine Hindernisse fände, nach Unglauben und Anarchie.

Die monarchische geht nach Ordnung, und wenn sie ausschweift, nach Despotismus und Aberglauben. Die aristokratische muß sich immer in der Mitte halten, und auf Mäßigung und die Erhaltung des *Status quo* bedacht seyn.

Auf der demokratischen Seite wirken hauptsächlich folgende Einrichtungen und Anstalten: 1) die Buchdruckerei und Preßfreiheit; 2) die protestantischen

Kirchen; 3) die Volksgerichte; 4) die Volkswahlen; 5) die bewaffneten Bürgerkompagnien; 6) die Land- und Reichstage; 7) die Synoden und Konzilien; 8) die kleinern und größern Republiken; 9) die öffentlichen oder heimlichen Verschwörungen; 10) die Bündnisse der mindermächtigen Staaten.

Auf der monarchischen Seite wirken: 1) die päbstliche Gewalt und katholische Hierarchie; 2) das Ansehen und die Würde des Kaisers; 3) die erbliche Königs- und Fürstengewalt; 4) die beständigen Abgaben und der königliche Schatz; 5) der ständige Soldatenstand; 6) die Bündnisse mächtiger Staaten.

Auf der aristokratischen Seite stehen: 1) die privilegirten Stände; 2) der erbliche Adel; 3) die katholischen und protestantischen Bischöffe und Prälaten; 4) die kleinern und größern Aristokratien.

Wir wollen nun auch die Mittel und Arten durchnehmen, wodurch und wie diese Anstalten gegeneinander wirken; und zwar erstens:

Auf der demokratischen Seite dient die Buchdruckerei und Preßfreiheit: 1) zur Aufklärung des Volks über alle Gegenstände des Privat- und bürgerlichen Lebens; 2) bringt sie alle geheime Anschläge gegen die Freiheiten der Völker leicht ans Licht; 3) macht sie auf versteckte Bedrückungen aufmerksam; 4) giebt sie Mittel und Beispiele an, wie man sich der Bedrückungen erwehren kann; 5) erleichtert und befördert sie den Umlauf politischer Ideen und Anstal-

ten; 6) ermuntert sie die Völker zur Behauptung ihrer Rechte und Freiheiten.

Die protestantischen Kirchen predigen: 1) die Gewissensfreiheit und ungehinderte Untersuchung der Glaubenswahrheiten; 2) verhüten sie dadurch geistliche Bedrückung, Inquisition und Verfolgung; 3) dulden sie keine Unfehlbarkeit einer einseitigen Meinung, Kirche oder Sekte; 4) dienen sie zum Schutze der wechselseitig wegen Glaubenssachen verfolgten Christen und Menschen; folglich befördern sie 5) eben dadurch die Freiheit im Denken und sowohl politische als menschliche Aufklärung; 6) entsteht aus ihrem beständigen Kampfe sowohl unter sich, als mit der katholischen Kirche die Wirkung, daß alle Religionsparteien und Kirchen sich einer reinern Moral, eines vernünftigern Glaubens und eines anständigern und ehrbaren Gottesdienstes befleißen müssen; 7) tragen sie dazu bei, daß selbst in strengern Kirchen die Hierarchie gemäßigt, und der drückende Aberglaube eingeschränkt wird.

Die Volksgerichte eifern: 1) gegen Justizmachtsprüche ꝛc. 2) erhalten sie das Ansehen der Gerichtsformen und folglich die Sicherheit einzelner Bürger; 3) verhindern sie die willkührlichen Urtheilsprüche.

Die Volkswahlen weisen: 1) alle Bürger zur Theilnahme an der Freiheit und dem Wohl des Staates an; 2) befördern sie eben dadurch den Pa-

triotismus und die Liebe zur Freiheit, und folglich 3) die bürgerliche Aufklärung über die vornehmsten Gegenstände des gemeinen Lebens; 4) erhalten sie eine größere Gleichheit in der Repräsentantschaft der verschiedenen Volksklassen.

Die bewaffneten Bürgerkompagnien sind: 1) eine gewisse Gegenwehre gegen den ständigen Soldaten; 2) setzen sie die Bürger in Stand, auch ihre Rechte mit gewaffneter Hand behaupten zu können.

Die Land- und Reichstage erklären: 1) den geläuterten Willen des Volks zur Gesetzgebung; 2) eifern sie durch eine immerwährende Opposition gegen die Eingriffe und Anmaßungen der vollstreckenden königlichen Gewalt, und mithin sind sie 3) die Brustwehr der politischen Freiheit; 4) werden dadurch dem Volke alle Verhandlungen seiner Staatsbeamten und die Verwendung seiner Abgaben vor Augen gelegt; wodurch denn 5) die politische Aufklärung und der Patriotismus befördert wird; 6) verursachen sie, daß sich die größten Köpfe und Patrioten zeigen und geltend machen können, welche sonach den großen Königen und Ministern die Wage halten.

Die Synoden und Konzilien eifern: 1) gegen die Anmaßungen der Hierarchen; 2) erhalten sie eine reinere Kirchenzucht.

Die kleinern und größern Republiken müssen, ihrer Verfassung gemäß: 1) ohnedies den

demokratischen Geist erhalten; 2) muntern sie durch ihr Beispiel gedrücktere Völker auf.

Die Verschwörungen zeigen sich hauptsächlich in despotischen Staaten. Ihre Mittel sind: 1) eine heimliche und öfters simbolische Verbreitung demokratischer Grundsätze; 2) Benutzung heimlicher Orden und Verbindungen; 3) Bestechung des ständigen Soldaten; 4) Aufreizung eines mißvergnügten Prinzen oder Prätendenten.

Die Bündnisse der mindermächtigen Staaten machen: 1) auf die Plane und Absichten der Uibermächtigen aufmerksam; 2) zwingt sie die Noth, auf eine größere Sparsamkeit, feinere Staatsklugheit und eine bessere Kriegsdisziplin zu denken; 3) müssen die Prinzen solcher Staaten sich auch früher in der Kriegskunst üben, und ihre Armeen selbst anführen; 4) drängt sie die Furcht mehr zusammen, folglich haben ihre Verhandlungen einen größern Einklang; 5) beleben sie die gemeine Freiheit, indem es meistens ihr Interesse ist, die bedrückten und mißvergnügten Völker zu unterstützen.

So ohngefähr agirt der demokratische Theil der europäischen Republik. Wir wollen nun die Gegenanstalten des monarchischen Theiles durchnehmen.

Die katholische Hierarchie bestimmt: 1) den immer schwankenden Volksglauben; eben dadurch verhindert sie 2) eine übertriebene Freiheit in sittlichen, politischen und religiösen Aeusserungen und

Schriften; 3) flößt sie durch die Schönheit und Pracht ihres Gottesdienstes und ihrer kirchlichen Form dem Volke Ehrfurcht gegen Obrigkeit, Gesetz und Religion ein; 4) erhält sie eine größere Einigkeit und Verbindung unter ihren Gliedern; 5) schafft sie durch ihre Reichthümer und das Interesse ihrer Geistlichkeit der Autorität sogleich eine weltliche Macht.

Die erbliche Königs- und Fürstengewalt verursacht: 1) daß bei den herrschenden Familien ein festerer und anhaltender Plan gegen die Volksfreiheit erhalten wird; 2) schlägt sie die Kabalen aller großen Demagogen und die Ambition des Soldatenstandes nieder; 3) flößt sie dem Volke wechselsweise Ehrfurcht und Zuneigung ein; 4) hat sie wegen Vollstreckung, besonders der auswärtigen Angelegenheiten, eine große Macht, nämlich den Soldatenstand, auf ihrer Seite; 5) gewinnt sie durch Austheilung der Gnaden, Aemter und des Adels.

Die beständigen Abgaben setzen den monarchischen Theil in den Stand: 1) durch Bestechungen einen großen Theil des Volks und selbst die Volkshäupter zu gewinnen; 2) durch das Geld in allen Fällen schneller wirken zu können.

Der ständige Soldat ist seiner Natur und Erziehung gemäß ohnedies die kräftigste Stütze der Monarchie.

Die Bündnisse mächtiger Staaten arbeiten: 1) durch Schrecken gegen die kleinern, und

2) durch Kriege und Uibermacht gegen die größern Völker.

Fanatismus, Maitressen, Spionen, Heimlichkeiten und Kabalen arbeiten auf beiden Seiten; der Theil erhält immer das Uibergewicht, welcher am besten sich derselben zu bedienen weiß, und die geschicktesten Werkzeuge hat. Zwischen beiden großen Massen operirt nun der aristokratische Theil. — Bald tritt er auf die demokratische, bald auf die monarchische Seite, je nachdem es die Umstände erfordern. Die deutschen und französischen Bischöffe eiferten lange auf eine fast protestantische Art gegen den Pabst, als dieser durch seine Bullen und Nuntien ihre Rechte anzugreifen schien. Ehemals eiferten sie auf eine fast ultramontanische Art gegen die französische Nationalversammlung, weil diese durch ihre Dekrete ihr Ansehen schmälerte. Der Adel in Ungarn und den Niederlanden trat auf die demokratische Seite gegen die Reformen Kaiser Josephs II.; und der französische Adel trat auf die monarchische Seite gegen die Reformen der Nationalversammlung. Die aristokratischen Republiken schließen bald mit Demokratien, bald mit Monarchien Bündnisse, je nachdem es das Interesse erfordert. Die Reichthümer und die daher entspringende polirtere Erziehung, die Privilegien, Besitzthümer, das nähere Interesse, und endlich der mächtige Einfluß, welchen der aristokratische Theil nothwendig durch seinen Stand und seine Beschäftigung sowohl in politischen als geistlichen

Sachen in Europa hat, setzt ihn in den Stand, immer auf einer Seite ein beträchtliches Gewicht zu geben.

Dieses sind die allgemeinen Massen, Triebfedern und Waffen der diplomatischen Kriegsmaschine; wer die Bewegungen derselben im Kleinen lesen will, muß sie in der Negotiations- und Kriegsgeschichte, besonders in den sogenannten Mémoires nachsuchen.

Mainz,
gedruckt bei J. Wirth, Betzelsgasse Lit. C. No. 128.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Vogt, Nicolaus,

Niklas Vogt's historisches Testament

Bd.: 2

Mainz (1815)

H.misc. 313 o-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10739471-3